

Das Grabmal der h. Genovefa.

Das Gl
Das Go
Jahre
Der alt
der au
Eine sch
Die heit
Wie de
Gand
Baterun
Werkwi
Englã
Eine sch
Friedric

Deutscher
Jugend-Almanach.

Ein
Geschenk für fleißige Kinder

von
Ph. Jac. Reumer.

Neue Folge.

VI. Jahrgang.

Erste Abtheilung.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite		Seite
Das Glücklein des Glücks	1	Der Walfischfang	25
Das Gottesurtheil an der Wupper im Jahre 1232	2	Die Geschichte der heiligen Genoveva und ihr Grabmal in der Frauenkirche bei Andernach	30
Der alte Handwerker an seinen Sohn, der auf die Wanderschaft geht	5	Schicksale eines Grönlandsfahrers	35
Eine schöne Antwort	8	Die Tauben	40
Die beiden Steine	9	Der Tod eines Greises	41
Wie der alte Dessauer einmal einen Candidaten examimirte	11	Thätige Menschenliebe	43
Waterunser	12	Aus Wenigen werden Thaler	46
Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers	14	Der König und sein Bruder	50
Eine schreckliche Täuschung	17	Zieten im zweiten schlesischen Kriege	51
Friedrich's des Großen Lebensende	20	Die Gemse	56
		Die ungleichen Kinder Coa's	60
		Sechs Räthsel	62

Mit Steinzeichnungen.

Wesel, 1861.

Druck und Verlag von A. Bagel.

D. Lit. 1431.

²
5

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

10. 1528.

Der S
Er na
„Mein
Doch
Du de
Mein
Nach
Ich ge
Der S
Er sie
Zu T
Wie f
Und a
Worin
Läßt e
Das l
Den c
So of
Und t
An de
Und
Doch
Oft l
Da z
Einst
„Aus
Da t
„He
Einst
„Mei
Da t
„He
Der
Und

Su

Das Glöcklein des Glücks.

Der König lag am Tode; da rief er seinen Sohn;
Er nahm ihn bei den Händen und wies ihn auf den Thron:
„Mein Sohn,“ so sprach er zitternd, — „mein Sohn, den laß ich Dir;
Doch nimm mit meiner Krone noch dieses Wort von mir:
Du denkst Dir wohl die Erde noch als ein Haus der Lust;
Mein Sohn, das ist nicht also; sei dessen früh bewußt!
Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück; —
Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!“
Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht:
Er sieht noch rosenfarben die Welt, im Maienlicht.
Zu Throne sitzt er lächelnd; beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater von düstern Geiste war. —
Und auf das Dach des Hauses, grad' über seinem Saal,
Worin er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang;
Das läutet, wie er unten nur leise zieht den Strang.
Den aber will er rühren (so thut er's kund im Land),
So oft! er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
Und traum! zu wissen glaubt er's, — da wird kein Tag entflieh'n,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte zieh'n.
Und Tag um Tage heben ihr rosig Haupt empor;
Doch Abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —
Da zuckt ihm was durch's Inn're, das Seil berührt er nicht.
Einst tritt er, voll des Glückes erhöhter Freundschaft, hin:
„Ausläuten!“ ruft er, „will ich's, wie hoch beglückt ich bin!“
Da keucht' ein Bot' in's Zimmer, der's minder spricht, als weint:
„„Herr, den Du Freund geheissen, verrieth Dich, wie ein Feind!““ —
Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb', herein;
„Mein Glück, mein Glück,“ so ruft er, „muß ausgeläutet sein!“
Da kommt sein blasser Kanzler und murmelt bang' und scheu:
„„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu?““
Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand;

Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft,
 Und drauf den Fleiß der Menschen und drüber hat er Lust.
 Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus,
 Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
 Zum Saal hin eilt er glühend, will zieh'n, will läuten, sieh'! —
 Da stürmt's herein zum Saale; da fällt's vor ihm auf's Knie.
 „Herr König, siehst Du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl!
 So rauchen un're Hütten, so bligt der Nachbarn Stahl!“
 „„Ha, freche Räuber!““ donnert der Fürst in wildem Glüh'n,
 Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen zieh'n.
 Schon bleichen seine Haare; vor Dulden wird er schwach,
 Und stets noch schweigt das Glöcklein auf seines Hauses Dach;
 Und wenn's auch oft, wie Freude, sich auf die Wang' ihm drängt,
 Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinauf gehängt. —
 Doch als er, um zu sterben, in seinem Stuhle saß,
 Da hört' er von dem Fenster Geschluchz' ohn' Unterlaß.
 „Was soll das?“ fragt er leise den Kanzler, „sprich's nur aus!“
 „„Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder steh'n vor'm Haus!““
 „„Herein mit meinen Kindern! — Und war man mir denn gut?““
 „„Ständ', Herr, zu Kauf ein Leben; sie kauften Dein's mit Blut!““
 Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften Schritt's herein,
 Und will ihn nochmal segnen, ihm nochmal nahe sein:
 „Ihr liebt mich also, Kinder?“ — Und tausend weinen: „„Ja!““
 Der König hört's, erhebt sich, steht, wie ein Heil'ger, da;
 Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,
 Thut einen Riß, — es läutet, — und lächelnd sinkt er um.

Das Gottesurtheil an der Wupper im Jahre 1232.

Es war am Tage Johannes des Täufers im Jahre 1232, als Graf Heinrich I. von Berg auf seinem Schlosse Neuenburg a. d. Wupper Gerichtstag hielt. Die Lehnsleute und schöffenfähigen Edeln des bergischen Landes, so wie die Lehenbauern und zinspflichtigen Leute waren zum gleichzeitigen Lehenstage gekommen, um den Zins und andere Abgaben zu entrichten. Dem Herkommen gemäß wurde das Gericht unter einer mächtigen Eiche gehalten, die am südlichen Ende des Schloßberges stand. Nach einer feierlichen Messe begannen die Verhandlungen. An einem langen Tische saß der Graf mit dem Schultheißen und Schöffen.

Neben
 die H
 in de
 die Ar
 der G
 zu dre
 er den
 Schöff
 genom
 Anklag
 treten
 trat zu
 hob se
 Ger h
 schmach
 scholter
 er font
 dieser
 uns de
 loren i
 soll er
 tes Ge
 Steinb
 Graf
 der Te
 Lügner
 Vorschi
 dern i
 bedacht
 Eidesh
 berieth
 dem ih
 und de
 Graf
 Zeichen
 hard v
 die Ta
 heraus
 Sache
 einem
 die Sch

Neben ihm stand ein Edelknabe, der ein entblößtes Schwert in die Höhe hielt. Eben so hatte jeder Schöffe ein blankes Schwert in der Hand. Unten an der Tafel stand der Herold, zu welchem die Ankläger traten. Als die Versammlung vollzählig war, nahm der Graf das Schwert aus der Hand des Edelknaben und schlug zu dreien Malen mit flacher Klinge auf die Tafel. Dann legte er den Stahl vor sich nieder, und ein Gleiches vollbrachten die Schöffen zum Zeichen, daß das Gedinge (Gericht) seinen Anfang genommen habe. Der Herold rief aus, daß die, welche eine Anklage auf Leib und Leben hätten gegen Jemanden, zu ihm treten möchten, um das Recht darüber sprechen zu hören. Da trat zu ihm der junge Engelbrecht vom Boldenberge, erhob seine Rechte und sprach: „Ich klage vor diesem Gericht Gerhard von Steinbach, der sich nennt zum Stein, einer schmachvollen unritterlichen That an, und stelle dazu zwölf unbescholtene Eideshelfer. Den edlen Gerlach von Scherven hat er sonder Fehde menschlings erschlagen im Schwelmer Walde, als dieser gegen den Grafen von der Mark im Streite lag, und hat uns dadurch geschwächt, so daß wir zehn wehrhafte Männer verloren haben. Kann er, so mag er sich reinigen, aber bis dahin soll er das Angeficht unbescholtener Schöffen meiden.“ Ein lautes Gemurre erfolgte ringsum auf diese Anklage; denn der edle Steinbach war als ehrenhaft jedermanniglich bekannt. Doch der Graf gebot Ruhe und der Beschuldigte nahm sein Schwert von der Tafel, er trat vor den Ankläger und nannte diesen einen Lügner und Verläumder, weil er den von Scherven weder zum Vorschub des Feindes, noch auf heimliche boshafte Weise, sondern in gerechtem gleichem Zweikampf, der eigenen Nothwehr bedacht, und ohne Arglist gefällt habe. Da rief der Graf die Eideshelfer vor und diese beschworen die Anklage; die Schöffen beriethen sich und erklärten, daß der Beschuldigte, bis er sich von dem ihm zur Last gelegten Verbrechen gereinigt habe, zu ächten und des Schöffenrechts verlustig zu erklären sei. Da schlug der Graf mit umgekehrtem Schwerte dreimal auf die Tafel, das Zeichen der Achtung, und der Herold rief diese aus. Aber Gerhard von Steinbach rief nach Ros, Speer und Schild und auf die Tafel warf er seinen Handschuh und forderte die Ankläger heraus, in gerechtem Zweikampfe durch das Urtheil Gottes ihre Sache zu erweisen. Der vom Boldenberge aber versagte es, mit einem Geächzten und Ehrlosen in die Schranken zu reiten, und die Schöffen verwarfen den Zweikampf und raunten von Vahrrecht,

von Feuer- und Heiligenprobe. Der von Steinbach aber zu Roß, auf's Höchste entriüflet, schwur auf sein Schwert, daß er unschuldig sei; er behauptete, daß die ihm anheimgestellten Unschuldproben keines wehrhaften Mannes würdig seien und deutete die jähe Bergwand hinab auf die Wupper, die dort unter Felsen rauscht. So will ich, rief er, den steilen Felsen dort, den nie eines Kenners Fuß betrat, hinuntersprengen mit Roß und Wehr, und die Fische drunten im Flusse mögen meinen zerschmetterten Leichnam zur Beute gewinnen, wenn ich nicht des Menehlmordes und jedes Ehrenmakels bar, die Hand jetzt empor hebe und meine Unschuld nochmals betheure! — Mit flammenden Augen durchflog er die Reihen der Schöffen, aber ängstlich schauten alle Anwesenden hinab den schwer zu kletternden Abhang, den selbst der bergkundige Fußgänger in gerader Richtung zu steigen vermeidet, und schauernd gedachten sie der schwindlichten Höhe, die sechs aufeinander gesetzte Kirchtürme nicht erreichten.

„Ist es möglich,“ fragte Gerhard von Steinbach, „daß mit dem besten Rosse der gewandteste Reiter, durch Rosses- und Manneskraft ohne sichtbare Hülfe Gottes, die nur dem Schuldlosen zu Theil wird, diese jähe Wand ohne Schaden hinunter gelangen könnte?“

„Nein!“ — riefen die kühnsten Männer, „das ist über Reiterthat, das hieße, sich in's offene furchtbare Grab hinunter stürzen, wenn nicht ein sichtbares Wunder den Günstling des Himmels, der sich zu solchem unterstände, retten wollte!“ „So sei denn Gott dem Schuldlosen gnädig!“ rief der Ritter hoch zu Roß, setzte die Sporen ein und wandte sich gegen die steile Klust. Ein bleiches Entsetzen erfaßte alle Anwesenden, als Gerhard von Steinbach den Rand des Berges erreichte. Das gute Roß wollte seitwärts lenken und bäumte sich, scheu vor der schwindlichten Tiefe, allein der Ritter riß es hinab und donnernd schallte der Hufschlag mit immer rascheren Stößen über die fast senkrechte Ziegenweide, über die Felsen und das nachrasselnde Steingerölle hinab. Gleich einer Schwalbe schoß er daher im Fluge. Von droben sah man das Unmögliche geschehen zur Bekräftigung der Wahrheit, zum Beweise der Unschuld. Quer über den sogenannten Felsenspfad schoß der Reiter dahin und dann von dort, von thurm hohen Felsen in mächtigem Sprunge hinab in den Fluß. Unversehrt gelangten Roß und Reiter hinab, nicht einmal wankte der Ritter im Sattel und Speer und Schild hielt er, wie er sie oben gefaßt hatte. Und die droben wurden irre an ihren

Sinn
was
män
mit
die se
getra
Men
den
Schl
dort
Rosse
sich
die
Berl

und
dung
wisse
wo
fund
Schl
und
des
jenes

eine
Du
haft.
an,
meir
Trie
ches
was
Du

Sinnen, sie sahen es und wähten, es sei ein kühner Traum, was sie gesehen, und Aller Blicke waren festgebannt an den männlichen Ritter, der aus der Tiefe des rauschenden Flusses mit lauter Stimme dem Himmel dankte. Darauf schaute er gegen die schrofse Felswand empor, die ihn so eben sein Roß herab getragen; und auch ihn faßte ein Grausen, als er sah, wie eine Menge Steine, die der Huftritt gelöst, noch nachrollten und in den Fluß hinabschossen. Dann rief er, seine Rechte gegen den Schloßberg erhebend: „So müssen Gras, Moos und Strauch dort vergehen und nimmer wieder sprossen, wo die Hufe meines Rosses gestreift, auf daß ein ewiges Mal bleibe und alle Welt sich erbaue daran, wie Gott dem Unschuldigen beisteht, und die gekränkte Ehre des Mannes rein wäscht vom Gifte der Verläumdung!“

Als er diese Worte gesprochen, lenkt er sein Roß zum Ufer und ritt, unbekümmert um Kläger und Richter und um die Wendung des Urtheilspruchs, mit dem Frieden, den ein gutes Gewissen gewährt, nach der heimathlichen Burg. Die Stelle aber, wo der kühne Ritter durch das Gottesurtheil seine Unschuld fund gab, wird noch heute an der südlichen Wand des Bürger Schloßberges gezeigt; nie wächst dort Gras, Moos oder Strauch, und so bleibt in diesem kahlen Streifen, der sich vom Scheitel des Berges bis zur Wupper hinabzieht, ein ewiges Denkmal jenes wahrhaften Gottesurtheils.

(Aus: Borussia, von Lüttringhaus.)

Der alte Handwerker an seinen Sohn, der auf die Wanderschaft geht.

Mein Sohn! Ein Handwerk hat, sagt das Sprüchwort, einen goldenen Boden. Du bist ein reicher Mann, so lange Du keinem etwas schuldig und noch einen Groschen in der Tasche hast. — Gott hat mir meine Arbeit gesegnet; ich fing mit nichts an, und habe jetzt Vermögen und Ansehen. Ich verstehe aber mein Handwerk. Bei vielen Handwerkern fehlt die Lust, der Trieb und das Geschick, ihr Handwerk zu vervollkommen. Solches muß man in der Fremde lernen.

Um mit Nutzen zu reisen, mußt Du unterwegs nichts sehen, was Du nicht recht genau betrachten kannst. Vor Allem mußt Du aber erfahren: wozu ist das? und wie ist das gemacht?

Wer anders reiset, der reiset nur im Schlafe durch die Welt, und hat in der Fremde grüne Bäume, weiße Häuser und zweibeinige Menschen gesehen, was er daheim auch findet. Ich habe junge Handwerker gekannt, die in großen Städten lange gewesen sind, und doch nichts anders wissen, als welches Wahrzeichen diese oder jene große Stadt hat. So wie man oft sehr richtig aus den Gesichtszügen eines Menschen auf seine gute oder schlechte Gemüthsart und seine besondere Denkart schließen kann, so haben auch manche Städte schon gewisse äußere Züge, woraus sich das Weitere muthmaßen läßt. Das sind dann die wahren Wahrzeichen, die jeder reisende Handwerker überall beobachten soll; denn sie helfen ihm auf die Spur von dem, was er in der Stadt, worin er angekommen, zu finden hat. Findest Du viele Schenken in einem Dorfe, so verlaß Dich darauf, Du findest darin wenig Sparsamkeit, viele lustige Gefellen, aber wenig häusliches Glück. Wo Du dem Landmanne nicht schon mit Sonnenaufgang bei der Feldarbeit begegnest, da sitzen gewiß viele des Abends im Wirthshause zusammen lange nach Sonnenuntergang. Wo die Glocken zu oft läuten, und die Fest- und Feiertage kein Ende nehmen, da stecke kleine Münze in die Tasche, wenn Du wanderst, denn Du wirst sie für Bettler brauchen. Kommt Du in eine Stadt, wo die Misthaufen auf der Straße liegen, da rechne auf keine Arbeit bei einem Meister; denn die Bürger daselbst sind nur Bauern. Misthaufen in Städten beweisen, daß die Polizei ihre Brille nicht sauber gepuzt hat. Fahren am Tage prächtige Carrossen durch die Stadt, und des Abends fehlt die Beleuchtung, so gleicht die Stadt einer Dirne, die gern schön sein möchte, und unter seidenen Kleidern ein zerrissenes Hemde trägt. — Wo Bettler und Landstreicher an den Landstraßen ihr Mittagsmahl verzehren, da nimm Dich in Acht. Eine Stadt, in welcher Gras auf den Straßen wächst, und ein Land, worin die Straßen elend sind, haben keinen Handel und Wandel, und Du findest da keinen ordentlichen Meister; gehe still vorüber. Siehst Du in einer Stadt viele bleiche, schwind- und lungenfüchtige Mädchen, so schließe, daß es dort nicht an Tanzböden fehlt. Wo die Alten daheim arbeiten und die jungen Herren in den Wochentagen viele Lustparthien machen, kannst Du Bankerotte prophезeichnen. Schließe nicht von den großen Kirchtürmen einer Stadt auf die Frömmigkeit, oder aus der schönen Kirche auf die Religion; oder aus dem seidenen Rocke und den seidenen Strümpfen eines Mannes auf den großen Reichthum desselben; oder aus dem schön gemalten

Glafe
Alles
zu b
migte
ist, i
Besch
schöne

dasjer
die F
könne
nicht
Stad
nicht
zum
grüße
Wo
Poliz

mit s
grün
Bettl
ster
einem
rechte
ten
Hauf
schwe
Gast
Trin
und
Röchi

ab;
nehm

gesag
und
Wal
Du
Dich

Gläse auf dem Hauschilde auf gutes Getränk. Oft sind das Alles nur Aushängeschilder, um schlechte Waare an den Mann zu bringen und die Leichtgläubigkeit zu täuschen. Wahre Frömmigkeit ist demuthsvoll und still; wo der Kirchturm am höchsten ist, ist die Religion oft am kleinsten; der Reiche ist oft der Bescheidenste; der gute Wein findet seinen Käufer ohne einen schönen Kranz.

Willst Du ein stilles, glückliches Land bewohnen, so wähle dasjenige, von dem die Zeitungen am wenigsten schreiben. Wo die Bauern grob sind und die Hand nicht zum Hute heben können, da hat der Meister in der Schule seine Schuldigkeit nicht gethan. — Hast nicht nöthig, um die Ringmauern einer Stadt zu gehen, um zu erfahren, ob sie groß oder klein sei, auch nicht nöthig, deshalb auf einen Thurm zu steigen. Sieh' nur zum Fenster hinaus auf die Straße, ob sich die Leute gegenseitig grüßen. Je mehr dieses der Fall ist, desto kleiner ist die Stadt. Wo Du keine Nummern an den Häusern siehst, da hat die Polizei noch nie hinein gesehen.

Kommst Du in ein Land oder Ländchen, wo die Landstraßen mit Obstbäumen bepflanzt sind, wo man nichts von Gemeinheitsgründen weiß, wo der Fremde freundlich begrüßt wird, wo die Bettler nicht an allen Kreuzwegen liegen, wo Schulen die schönsten Gebäude sind, — da, mein Sohn, ruhe aus; Du bist in einem Lande, wo rechtliche Leute wohnen, die den Kopf an der rechten Stelle haben. Verlaß Dich darauf, wo erbärmliche Hütten um einen prächtigen Palast liegen, da ist die Armuth zu Hause und der Hunger Regent, während Einer im Ueberfluß schwelgt und Hundert weinen. Geh' vorüber! — Wo man viele Gast- und Trinkmahle in einer Stadt hält, und Essen und Trinken das Ende von jedem Liebe ist: da sind die Köpfe Knechte und der Magen und die Gurgel sind Hausherren; da gilt eine Köchin mehr, als ein vernünftiger Mann.

Alles hängt in dem Lande, worin man lebt, von den Oberen ab; sind diese im Kleinlichen groß, dann kannst Du sicher annehmen, daß sie in großen Dingen klein sind.

Ich habe Dir jetzt genug gesagt. Nicht, daß ich Dir Alles gesagt hätte; aber Du kennst nun ungefähr Deinen Maßstab, und worauf Du vorzüglich zu achten hast — die rechten Wahrzeichen. — Folge meinem Rathe: frage viel, wenn Du an einen andern Ort kommst, antworte sehr kurz; stelle Dich unwissender, als Du bist, und man wird Dich überall gerne

unterrichten. Lobe alles Lobenswerthe, aber tadle nicht alles Tadelnswerthe, und Du wirst alle Herzen gewinnen; denn die meisten Leute sind schwach, und mit ihrer Eitelkeit kann man sie leiten, wie ein Roß am Zaume. Sei auf Deiner ganzen Reise fleißig, sparsam, fromm — wißbegierig, bescheiden, verschwiegen — muthig, still und beharrlich, so wirst Du einst heimkommen zu Deinen Eltern als ein ganzer Mann, und dann besser, klüger, reicher und angesehenener werden.

Die Schrift sagt: Suchet, so werdet ihr finden. Das Suchen ist unsere Sache, und das Glück die Folge unseres eigenen Bemühens; daher das Sprüchwort: Ein Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied. — Die Geduld ist die Mutter des Wissens, der Schlüssel zu allen Thüren, das Heilmittel aller Uebel. Ungeduld — Widerwärtigkeit ist das Vollmaß der Leiden. — Das Leben des Menschen ist wie ein weißes Blatt: man muß nur gute Handlungen darauf schreiben.

Man freute sich über Deine Geburt, und Du weintest; — lebe nun so, daß Du Dich Deines Todes freuen könntest, und daß Andere Dich beweinen.

Eine schöne Antwort.

Ein Lehrer katechisirte einst in seiner Schule über die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus an dem Osterfeste und suchte den Kindern zu zeigen, wie Jesus, als Kind, allen Kindern ein Vorbild sei. Jedes Kind müsse — wenn es ein Gotteskind sein wolle, zunehmen an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Die Kinder waren sehr aufmerksam und der Lehrer sprach aus einem so warmen, gläubigen Herzen, daß jedes seiner Worte wie warme Thautropfen in die jungen Herzen fiel. Der Pastor war gegenwärtig und hatte sich über den Lehrer und über die Schüler innig gefreut; „das ist eine Religionsstunde,“ sagte er zu sich selbst, „die nicht ohne Segen bleiben wird.“ Die Stunde war zu Ende und der Geistliche wollte gehen. Da dachte er, du mußt doch noch eine Frage an die Kinder richten. „Liebe Kinder!“ sagte er, „es ist euch Christus als ein Vorbild hingestellt worden, dem ihr nachzukommen suchen sollt. Kann nun wohl ein Kind vollkommen werden, wie das Jesuskind es geworden ist?“ — Eine lange Pause trat

ein;
zur
Das
prof
die h

zu d
gebir
Lage
am
tem,
verft
heili
scher
die
die

Mu
Gef
Me
es l
voll
zoge
Arb
gla
Bes
war
lich
ein
trie
Am
wil
geb
Me
unt

nicht alles
denn die
in man sie
anzen Reife
verschwiegen
einkommen
ann besser,

ein; da erhob ein kleines Mädchen seinen Finger, um das Zeichen zur Antwort zu geben. „Nun, mein Kind?“ fragte der Prediger. Das Mädchen antwortete hocherröthend: „Das muß man erst probiren!“ „Bravo!“ sagte der Pfarrer; „das ist eine Antwort, die hätte mancher Doktor und Professor nicht gegeben!“

Merke: Ein Glaube ohne gute Werke ist todt.

den. Das
eres eigenen
ines eigenen
es Wissens,
ebel. Un-
n. — Das
n muß nur
weintest; —
innest, und

Die beiden Steine.

„Schaffet mir neuen Vorrath zum Bau!“ sprach der Meister zu den Arbeitern im Steinbruche, der an der Nordseite des Urgebirges in die Felsenmasse gehöhlt war. „Suchet die kräftigste Lage, denn die Zeit hat genagt am heiligen Dome. Ricken drohen am stützenden Pfeiler, und selbst aus des Gewölbes kühn geführtem, kräftigem Bogen löset sich mancher Marmorblock, und stürzt verständig herab. Schaffet neuen Vorrath zum Ersatz, daß der heilige Bau ewig stehe und ohne Wanken, so lange nur Menschenwerke zu dauern vermögen.“ — Und die Arbeiter ergriffen die eifrige Hacke und das fleißige Steinbohr, und schlugen ein in die feste Wand.

über die Ge-
Dster feste
Kind, allen
wenn es ein
Gnade bei
aufmerksam
igen Herzen,
in die jungen
atte sich über
„das ist eine
ohne Segen
der Geistliche
ine Frage an
st euch Chri-
nachzukommen
werden, wie
e Pause trat

Schmetternd tobte der Mine Kraft, und es zersprang der Mutterschooß, die feste Erddede und Baumwurzeln und niedrig Gefrüpp und die dicht geflochtene Mooskülle zerrissen, und eine Menge schöner Felsblöcke bedeckte den Raum umher. — Und da es hell ward im Osten, erschien der Meister, und freute sich der vollendeten Arbeit und des Gewinnes; doch unter dem Haufen zogen zwei Steine vorzüglich seine Augen an, und er zeigte den Arbeitern ihre festen Aern und das glänzende Korn und den glatten Bruch, und betrachtete sie mit Wohlgefallen, ihre höhere Bestimmung ahnend und bedenkend. — Aber der folgende Tag war ein Feiertag, und der Steinbruch war leer von seinen täglichen Hütern und Freunden, und wie der Abend kam, streifte ein wildes Heer leichtsinniger Knaben am Gebirge umher, und trieb vielfaches Spiel und Unfug mit seiner erwachenden Kraft. Am Abhange des Steinbruchs standen sie, und gelockt von Muthwillen, erprobten sie vereint ihre Stärke an den Söhnen des Urgebirges, und wälzten keuchend gerade die beiden Lieblinge des Meisters an den abschüssigen Rand, und von ihrem Zauchzen und Händeklatschen begleitet, rollten die beiden schönen Steine

nach einander hinab weithin in das niedrige Thal. Ein großes stehendes Wasser dehnte sein schilfiges Becken aus im Thale, dahin trieb sie des hohen Falles Gewalt, und sie stürzten hinab in das schmutzige Gewässer, und nur die Scheitel ihrer Häupter ragten hervor, und blieben am Tage. — Und viele Wochen vergingen, denn die Arbeiter oben hatten viele Arbeit, und vermißten die Entführten nicht unter dem Haufen. Tief im Schlamme lagen diese; — gehöhlte, vom Alter gebeugte Weiden beschatteten sie; der giftige Wasserschierling war ihr Nachbar und umfaßte sie mit seinen Zweigen; faule Moose überzogen sie und feuchte Flechten; der kalte, aufgeblasene Frosch erkor sie zu seinem Throne, und sonnte sich auf ihnen; Abends umhallte sie der Unken widerliches Lied, und eine bunte Wasserschlange wohnte in ihren Höhlungen.

Und die vorüber gingen durch das blumenreiche Thal, sprachen zu einander: „Seht die schmutzigen Steine! Gift und Moder ist bei ihnen, und sie sind eine Bohnung des häßlichsten Gewürms.“

Lange Tage verließen, da kam, wie es in Osten hell ward, der Meister wieder in den Steinbruch, Befehle zu geben, und die Baumaterialien zu holen mit seinen Gefellen, und sein Auge vermüßte schnell das Zwillingspaar der Marmorblöcke. „Wer hat den Raub begangen?“ sprach er erzürnt, und sandte die Seinen sogleich umher in der Gegend, zu forschen und zu suchen; und drei der Gefellen kamen, wie es hoher Mittag war, an den Sumpf, und die Sonne beschien das Wasser, und ein Stück des weißen Gesteins schimmerte aus dem Schmutze hervor. Eilig meldeten sie den Fund, und der Meister stieg hinab mit Seilen und Gebälk, und man zog die Versunkenen hervor an das Licht, das ihnen so lange gemangelt hatte.

Und der Meister sprach: „Säubert sie und laßt sie trocknen an der Sonnenwärme, und prüfet sie dann in der Nacht mit Eisen und Feuer; damit wir erfahren, ob der giftige Sumpf sie verdarb und ihr Inneres anfraß; denn nur der gediegene, feste Stein ist des Platzes werth im Tempel des Heiligen.“ — Und die erfahrenen Gefellen und Arbeiter thaten nach seinem Willen im Mondenscheine eine lange Nacht hindurch.

Wieder röthete sich der Osten, da kehrte der Meister zurück, und siehe da! der eine Stein war geborsten im Feuer und zu Staube zerfallen vor dem Eisen, und der Meister wandte sich traurig von ihm; aber glänzender und fester als je prangte der andere Stein, und freudig sprach der Herr des Steinbruchs:

„Sorg
denn d
leicht
dem se
und B
Werth
und T
V
nete if
der B
Altars

Wie i
S
Garni
Candi
sich e
lebigte
bloßen
treten
„ich r
bei T

Da f
wenn
leicht
liegt,
beizuf

wohl

dat,
mir

sehr

„Sorgsam hebt mir diesen auf, und schaffst ihn zum Bauplatze, denn der ist mir willkommen und lieber denn tausend andere! Leicht erhält sich der Glanz und die Schönheit und Kraft unter dem schützenden Dache und sorgsamer Hut; aber wo in Gefahr und Wetter und Schmutz der Kern gut blieb und den innern Werth nicht verlor, da ist Aechtheit und Bewährung, Wahrheit und Treue.“

Und er schaffte den Stein in das hellste Licht, und bezeichnete ihn mit Zirkel und Winkelmaaß, und ließ ihn ebnen nach der Bleiwage und Wasserrage, und er wurde eine Platte des Altars und trug das heilige Evangelium.

Wie der alte Dessauer einmal einen Candidaten examinierte.

Bei dem Regimente des Dessauers, das in Halle in Garnison lag, war die Stelle eines Feldpredigers erledigt. Ein Candidat, der schon lange auf eine Anstellung gehofft hatte, faßte sich ein Herz, ging zum Fürsten und bat denselben um die erledigte Stelle. Leopold saß, in seiner gewohnten Weise, im bloßen Hemde am Kamin. „Was will Er?“ rief er dem eintretenden Candidaten entgegen. „Durchlaucht!“ versetzte dieser, „ich wollte Sie dringend bitten, mir die erledigte Feldpredigerstelle bei Dero Regimente zu verleihen!“ —

— „Was? Er getraut sich eine solche Stelle auszufüllen? Da sieht Er mir gar nicht nach aus. Sag' Er mal, im Kriege, wenn der gemeine Mann den Tod vor Augen sieht, dann ist er leicht zugänglich; aber jetzt, im Frieden, wo er in der Garnison liegt, da säuft, spielt, stiehlt und h... er; da hält es schwer, ihm beizukommen.“ —

— „Ich habe eine Waffe, Durchlaucht, mit der ich es wohl versuchen würde, Jedem an das Gewissen zu treten.“

— „So? Was ist das für eine Waffe?“

— „Das Wort Gottes!“

— „Ei! dann denke Er sich, ich sei so ein liederlicher Soldat, der mancherlei Vergehen wegen in Arrest säße; nun soll Er mir eine Strafpredigt halten. Laß Er einmal hören!“

— „Durchlaucht, dann muß ich bitten, daß Sie aufstehen!“

Der Fürst stand auf und nun begann der Candidat in einer sehr ernstern Weise eine scharfe Bußpredigt zu halten. Der

wackere Mann kam so in's Feuer, daß er vergaß, zu welchem Zweck er hier sei. Auch der Fürst war so ergriffen, daß er zuletzt in demüthiger Gestalt vor dem jungen Theologen stand und ihm zwei große Thränen über die Wangen rollten. Die Gemahlin des Fürsten befand sich im Nebenzimmer. Als sie eine fremde Stimme so eindringlich sprechen hörte, öffnete sie leise die Thür und war nicht wenig erstaunt, einen jungen Geistlichen zu sehen, der ihrem Gemahl eine strenge Straßpredigt hielt.

— „Lieber Leopold,“ rief sie, „was geht denn hier vor?“

— „Nichts, nichts, liebes Kind!“ sagte der Fürst, „ich halte nur ein Feldprediger-Examen ab.“ Dann sich zu dem Candidaten wendend: „Er hat seine Sache sehr gut gemacht, Er soll die Stelle haben. Geh' Er mit Gott.“ —

Der Deffauer pflegte oft zu sagen: „Ein Soldat, der keine Religion hat, ist nur ein Malz.“ — Das herrliche Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott“ — nannte er in seiner derben Sprache: Unser's Herrgotts Dragonermarsch.

Vater unser.

Blicke lauern hinter Wolken,
In den Eichen wühlt der Sturm;
Dicke Wald; ein Nothgeläute
Hallt schon dumpf von manchem Thurm.

Ruhig unter'm breiten Baum,
Seine Pfeife in dem Mund,
Liegt der alte Räuberhauptmann;
Ihm zu Füßen schläft sein Hund.

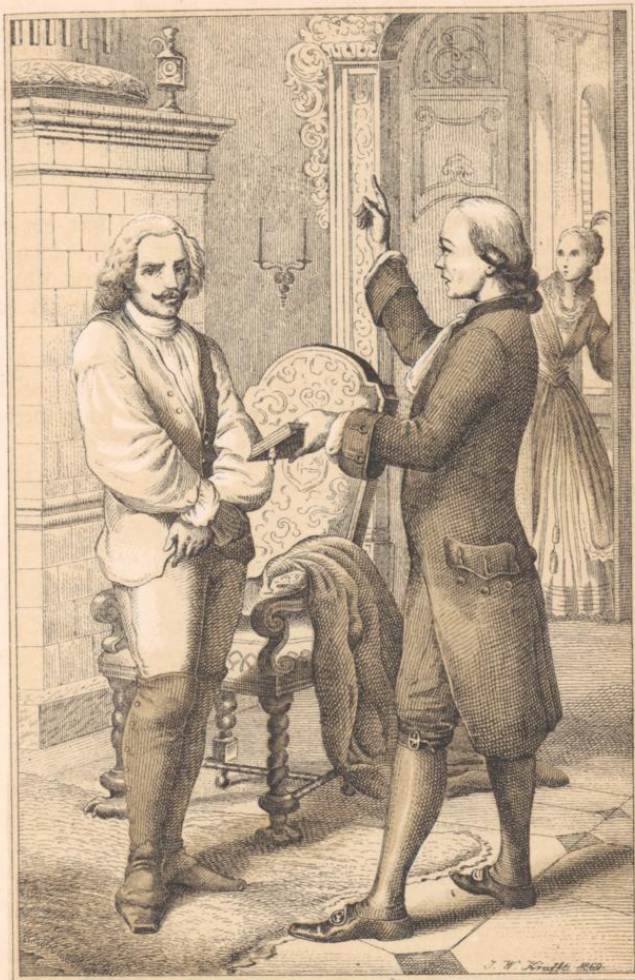
Und ein Jüngling, bleich wie keiner,
Streckt sich ihm zur Seite hin.
„Schleif' dein Messer!“ spricht der Alte;
Er gehorcht mit schwerem Sinn.

Noth und zischend zwischen beide
Springt ein Blitz, doch trifft er nicht.
„„Vater unser!““ ruft der Jüngling,
Doch der Alte flucht und spricht:

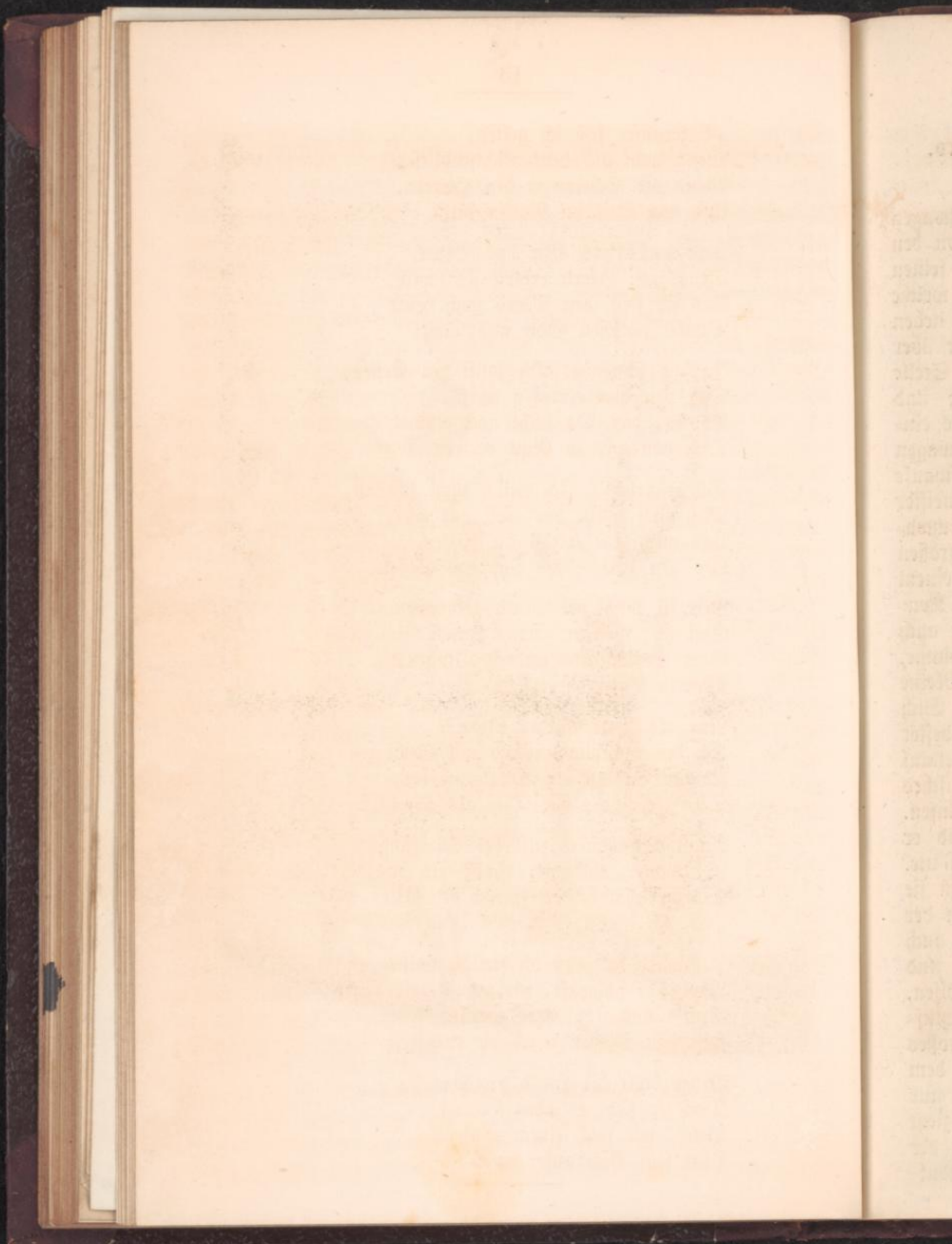
zu welchem
daß er zu-
stand und
Die Gemah-
eine fremde
die Thür
zu sehen,

hier vor?"
t, „ich halte
dem Candi-
cht, Er soll

t, der keine
lieb: „Eine
einer derben



Der alte Dessauer und der Candidat.



„Vaterunser laß ich gelten,
Wenn man auf dem Nichtstuhl sitzt,
Wenn die Scheere in den Haaren,
Und das Beil im Nacken bligt.

Jetzt verbiet' ich Dir das Beten,
Denn zum Herrn erkorst Du mich,
Und ich stell' den Mord noch heute
Dunkel zwischen Gott und Dich!

Ja, ich schwör's, Du sollst den Ersten,
Den Du hier erblicken wirst,
Töbten, daß Du nicht noch einmal
Dich von mir zu Gott verirrst.

Du erschrickst? Ich will's nicht schelten;
Mir auch schien das einst gar viel,
Und auch Du erlebst die Zeiten,
Wo Du treibst, wie ich, das Spiel.

Mir ist solch' ein Muth gekommen,
Seit ich, weil er zornig sprach
Vom Gericht und andern Dingen,
Meinen Vater niederstach.

Nur als Vatermörder führe
Ich den Hauptmannsstab mit Recht —
Kommt dereinst ein Muttermörder,
Dien' ich ihm, wie Du, als Knecht.“

Angstdurchschauert ruft der Jüngling:
„Nimmer, nimmer, thatst Du das!“
Kräftig schmauchend spricht der Alte:
„Ei, ich that's, und ist's denn was?“ —

„Wohl, da muß ich freilich halten,
Was Du schwurst, und thu's mit Lust!“
Ruft's und stößt dem grausen Alten
Fest sein Messer durch die Brust.

Jener hält die Hand verröthelnd;
Doch er steht es ohne Graus,
Betet, wie nach einem Dpfer,
Laut sein Vaterunser aus.

Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers.

(Von J. P. Hebel.)

Eines Tages reiste ein junger Engländer auf dem Postwagen zum ersten Mal in die große Stadt London, wo er von den Menschen, die daselbst wohnen, keinen einzigen kannte, als seinen Schwager, den er besuchen wollte, und seine Schwester, welche des Schwagers Frau war. Auch auf dem Postwagen war neben ihm Niemand, als der Kondukteur, das ist, der Aufseher über den Postwagen; der auf Alles Acht haben und an Ort und Stelle über die Briefe und Pakete Red' und Antwort geben muß; und die zwei Reisefameraden dachten damals nicht daran, wo sie einander das nächste Mal wieder sehen würden. Der Postwagen kam erst in der tiefen Nacht in London an. In dem Posthause konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Postmeister daselbst ein vornehmer Herr ist und nicht wirthet, und des Schwagers Haus wußte der arme Jüngling, in der ungeheuer großen Stadt, bei stockfinsterner Nacht, so wenig zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stecknadel. Da sagte zu ihm der Kondukteur: „Junger Herr, kommt mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London komme, bei einer Verwandten ein Stüblein, wo zwei Betten stehen. Meine Base wird Euch schon beherbergen, und morgen könnt Ihr Euch alsdann nach Eures Schwagers Haus erkundigen, wo Ihr's besser finden werdet.“ Das ließ sich der junge Mensch nicht zweimal sagen. Sie tranken bei der Frau Base noch einen Krug englisches Bier, aßen eine Knackwurst dazu, und legten sich dann schlafen. In der Nacht kam dem Fremden eine Nothdurft an, und er mußte hinaus gehen. Da war er schlimmer dran, als noch nie. Denn er wußte in seiner dermaligen Nachtherberge, so klein sie war, so wenig Bericht, als ein paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Kondukteur auch wach, und sagte ihm, wie er gehen müsse, links und rechts, und wieder links. „Die Thür,“ fuhr er fort, „ist zwar verschlossen, wenn Ihr an Ort und Stelle kommt, und wir haben den Schlüssel verloren. Aber nehmt in meinem Rockelorsack mein großes Messer mit, und schiebt es zwischen dem Thürlein und dem Pfosten hinein, so springt inwendig die Falle auf. Seht nur dem Gehör nach! Ihr hört ja die Themse rauschen; und zieht etwas an, die Nacht ist kalt.“ Der Fremde erwischte in der Geschwindigkeit und in der Finsterniß das Kammsol des Konduk-

teurs ft
Denn
Rant
Ge auf
entsehl
Berkält
fertige
Schlaff
vernahr
gilt's,
die Ga
die Eng
Wirths
und we
fragen
mann,
ihn —
befohle
und de
worden
Rockelo
armen
Gassen
Presser
— und
kam de
war, in
und sch
U
Post e
wurde
feinen
Bett l
den M
Verbac
ermord
hör ge
Kamife
beutel
Kondu

nders.

Postwagen
 er von den
 als seinen
 er, welche
 war neben
 ffeher über
 und Stelle
 muß; und
 so sie ein-
 Postwagen
 Posthause
 Postmeister
 es Schwä-
 er großen
 in einem
 der Kon-
 zwar auch
 on komme,
 n. Meine
 Ihr Euch
 Ihr's besser
 t zweimal
 en Schlüf-
 a schlafen.
 , und er
 noch wie.
 o klein sie
 er in der
 teur auch
 echts, und
 erschlossen,
 en Schlüf-
 in großes
 und dem
 Gcht nur
 und zieht
 te in der
 Konduk-

teurs statt des feinen, zog es an, und kam glücklich an den Platz. Denn er schlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Rank zu kurz genommen hatte, so, daß er mit der Nase an ein Eck anstieß und wegen des hitzigen Bieres, das er getrunken hatte, entsetzlich blutete. Allein ob dem starken Blutverlust und der Verkältung bekam er eine Schwäche und schlief ein. Der nachtfertige Kondukteur wartete und wartete, wußte nicht, wo sein Schlafkamerad so lange bleibt, bis er auf der Gasse einen Lärm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilt's, der arme Mensch ist an die Hausthüre gekommen, ist auf die Gasse hinausgegangen und gepreßt worden.“ Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, so gehen unversehens bestellte starke Männer Nachts in den gemeinen Wirthsstuben, in verdächtigen Häusern und auf der Gasse herum, und wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich ist, den fragen sie nicht lange: Landsmann, wer bist du? oder: Landsmann, wer seid ihr? sondern machen kurzen Prozeß, schleppen ihn — gern oder ungern — fort auf die Schiffe; und Gott befohlen! Solch' eine nächtliche Menschenjagd nennt man Pressen; und deswegen sagte der Kondukteur: „Was gilt's, er ist gepreßt worden!“ — In dieser Angst sprang er eilig auf, warf seinen Rockelor um sich, und eilte auf die Gasse, um wo möglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gasse und zwei Gassen weit dem Lärmen nachgegangen war, fiel er selbst den Pressern in die Hände, wurde auf ein Schiff geschleppt — ungern — und den andern Morgen weiter. Weg war er. Nachher kam der junge Mensch im Hause wieder zu sich, eilte, wie er war, in sein Bett zurück, ohne den Schlafkameraden zu vermissen, und schlief bis in den Tag.

Unterdessen wurde der Kondukteur, um acht Uhr, auf der Post erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Postbedienter abgeschickt, ihn zu suchen. Der fand keinen Kondukteur, aber einen Mann mit blutigem Gewand im Bett liegen, auf dem Gang ein großes Messer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauschte die Themse. Da fiel ein böser Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Kondukteur ermordet und in das Wasser geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn visitirte und in den Taschen des Kamisols, das er noch immer an hatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekannten silbernen Feschastring des Kondukteurs am Riemen befestigt, da war es um den armen

Jüngling gesehen. Er berief sich auf seinen Schwager — man kannte ihn nicht —, auf seine Schwester — man wußte von ihr nichts. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er selber sie wußte. „Das sind blaue Nebel, und Ihr werdet gehenkt.“ Und wie gesagt, so geschehen, noch am nämlichen Nachmittag nach englischem Recht und Brauch. Mit dem englischen Brauch aber ist es so: Weil in London der Spitzbuben viele sind, so macht man mit denen, die gehenkt werden, kurzen Prozeß, und bekümmern sich nicht viele Leute darum, weil man's oft sehen kann. Die Missethäter, so viel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen gesetzt, und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den bösen Nagel ein, fährt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die schönen Gefellen zappeln und schaut nicht um. Allein in England ist das Hängen nicht so schimpflich, wie bei uns, sondern nur tödlich. Deswegen kommen nachher die nächsten Verwandten des Missethätters, und ziehen so lange unten an den Beinen, bis der Herr Vetter oben erstickt. Aber unserm Fremdling that Niemand diesen traurigen Dienst der Liebe und Freundschaft an, bis Abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte, und im Vorbeigehen nach dem Galgen schaute. Da fiel die Frau mit einem lauten Schrei des Entsetzens in die Arme ihres Mannes: „Barmherziger Himmel, da hängt unser Bruder!“ Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehenkte bei der bekannten Stimme seiner Schwester die Augenlider aufschlug und die Augen fürchterlich drehte. Denn er lebte noch, und das Ehepaar, das vorüberging, war die Schwester und der Schwager. Der Schwager aber, der ein entschlossener Mann war, verlor die Besinnung nicht, sondern dachte in der Stille auf Rettung. Der Platz war entlegen, die Leute hatten sich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein Paar beherzte und vertraute Burschen, die nahmen den Gehenkten, mir nichts dir nichts, ab, als wenn sie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeschrien in des Schwagers Haus. Dort ward er in wenig Stunden wieder zu sich gebracht, bekam ein kleines Fieber und wurde unter der lieben Pflege seiner getrösteten Schwester bald völlig wieder gesund.

Eines Abends aber sagte der Schwager zu ihm: „Schwager! Ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn Ihr entdeckt werdet, so könnt Ihr noch einmal gehenkt werden, und ich dazu. Und wenn auch nicht, so habt Ihr ein Halsband an Eurem

Ha
St
for
Gei
glü
an
Ufe
doch
mie
Kor
Wi
hier
als
ihn
wiß
läm
Mir
Her
Ere
der
ma
fen

lein
heit
keit
Bö
rech
gilt
hat
geh

zähl

Hals getragen, das für Euch und Eure Verwandten ein schlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für Euch sorgen.“ Das sah der gute Jüngling ein, ging bei der ersten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff, und kam nach achtzig Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Orte mit schwerem Herzen wieder an das Ufer stieg, und als er eben bei sich selber dachte: „Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menschen entgegenführte, der mich kennt!“ siehe, da kam in armseliger Schiffskleidung der Kondukteur. Aber so groß sonst die Freude des unverhofften Wiedersehens an einem solchen fremden Orte ist, so war doch hier der erste Willkomm schlecht genug. Denn der Kondukteur, als er seinen Mann erkannte, ging er mit geballter Faust auf ihn los: „Wo führt Euch der Böse her, verdammter Nachtläufer? wißt Ihr, daß ich wegen Euch bin gepreßt worden?“ Der Engländer aber sagte: „Goddam, Ihr vermaledeiter Ueberall und Nirgends, wißt Ihr, daß man wegen Euch mich gehenkt hat?“ Hernach aber gingen sie miteinander in's Wirthshaus zu den drei Kronen in Philadelphia, und erzählten sich ihr Schicksal. Und der junge Engländer, der in einem Handlungshaus gute Geschäfte machte, ruhte nachher nicht, bis er seinen guten Freund loskauften und wieder nach London zurückschicken konnte.

Eine schreckliche Täuschung. *)

Das ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortwährend Böses muß gebären.
Schiller.

Wir haben da an den Anfang unserer Erzählung ein Verslein unsers unsterblichen Schiller's gesetzt, welches seine Wahrheit im Leben so oft bewährt. Man darf nur mit Aufmerksamkeit die Geschichte der Völker lesen, so wird man finden, daß das Böse stets neues Böses erzeugte; daß aber auch die waltende Gerechtigkeit nie ausblieb. Was von der Geschichte ganzer Völker gilt, gilt auch von jedem einzelnen Menschen. Jeder Mensch hat seine Geschichte, und es wird ihm vergolten werden, wie er gehandelt hat, sei es gut, oder sei es böse. Davon ein Beispiel.

*) Nach einer Erzählung „Demant und Rose von Geibel,“ erzählt vom Herausgeber.

In Constantinopel, der Hauptstadt der Türkei, lebte vor einigen Jahren ein französischer Kaufmann, mit Namen Philipp Reynaud. Er war fast ohne alle Mittel hierher gekommen; hatte sich aber in kurzer Zeit ein beträchtliches Vermögen erworben, und wurde, weil er ein feiner und gebildeter Mann war, selbst in den vornehmsten Kreisen gerne gesehen; obgleich man über die Erwerbung seines Vermögens bald dieses, bald jenes munkelte. Philipp wohnte in der Frankensstadt Pera; sein Haus gehörte zu den ansehnlichsten Gebäuden. Der Hauptstadt gegenüber liegt das reizende Skutari. Hier wohnte ein reicher Armenier, Namens Jussuf, der außer seinen Reichthümern einen weit größern Schatz besaß in seiner schönen, frommen und liebenswürdigen Tochter Marie. Der Bewerber waren viele; aber nur dem jungen Franzosen Philipp Reynaud gelang es, ihre volle Zuneigung zu erwerben. Auch der alte Jussuf gewann den Herrn Philipp lieb, und gab seine Einwilligung zur Verbindung. Welche Aussichten eröffneten sich jetzt für Philipp! Die schönste aller Bräute war sein, und er wurde der Erbe eines großen Vermögens.

Der Hochzeitstag kam heran. Die Trauung sollte zuerst in der französischen Kirche zu Pera, sodann nach armenischem Ritus vollzogen werden. Darum mußte Jussuf mit seiner Familie von Skutari herüberkommen. Er hatte das Haus eines seiner Verwandten in Galata zum Versammlungsorte gewählt, und die dritte Stunde nach Mittag war für die heilige Handlung festgesetzt. Man wartete lange; die Gäste waren zur Stelle, — nur der Bräutigam fehlte. Schon war es vier Uhr, und noch immer fehlte Philipp. Die Gäste sängen an unruhig zu werden, und die festlich geschmückte Braut zerfloß in Thränen.

Da plötzlich gibt es ein heftiges Hin- und Wiederrennen auf der Straße, die Luft verdunkelt sich auf einen Augenblick und man hört den Schreckensruf: Feuer! Feuer!

Ist der Ausbruch einer Feuersbrunst schon an und für sich schrecklich, um wie viel mehr in der Vorstadt Pera, wo die meisten Häuser aus Holz bestehen und die Löschanstalten so mangelhaft sind. Nur die schleunigste Flucht ist das einzige Mittel, wenigstens sein Leben zu retten; darum entfernten sich auch die Hochzeitsgäste und vernahmen auf der Gasse die Schreckenskunde, daß das Feuer in Philipp's Haus ausgebrochen sei.

Halb entseelt wurden die Frauen in ein Boot gebracht; Jussuf bestieg mit seinen Freunden das zweite. Es war indessen Abend geworden. Ein heftiger Ostwind schürte das Feuer, das

dur
sein
war
vori
auf
lehr
des
begr
Boc
sein
Er
brin
nen.

Jus
aufz
gebl
Sei
Ser
Die
des
Ser
um
eine
er a
unte
sege
nehr
ihm
will
Pist
er
entd
nach

als
alle
Lebe
das
um
und

durch die dichten Dampfvolken hoch und roth empor schlug und seinen schauerlichen Glanz auf die dunkeln Wogen des Meeres warf. Da fuhr ein französisches Kauffahrteischiff an dem Boote vorüber. Der Brand erleuchtete dasselbe und Marie erkannte auf dem Schiffe den treulosen Bräutigam, der an den Mast gelehnt stand und nach dem brennenden Pera hinstarrte. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihr, das Boot schwankte, schlug um und begrub die unglückliche Braut in den Wellen. — Das andere Boot landete glücklich in Skutari; allein der alte Jussuf hatte seinen größten Schatz, seine liebe Tochter Marie, verloren. Er bot große Summen, wenn man ihm die entseelten Ueberreste bringen würde, um sie der mütterlichen Erde übergeben zu können. Vergebens! das Meer behielt seine Beute.

Am nächsten Tage, als sich der Brand gelegt hatte, sandte Jussuf einige Freunde nach Pera, um das Haus des Philipp aufzusuchen. Merkwürdiger Weise war das Hintergebäude stehen geblieben, indem der Wind den Brand nach der entgegengesetzten Seite getrieben hatte. Man fand hier einen Sklaven aus dem Serail, der durch einen Pistolenschuß schwer verwundet war. Dieser Unglückliche, der sich dem Tode nahe sah, machte folgenden Geständniß: „Schon seit langer Zeit hatten Sklaven aus dem Serail kostbare Steine und andere Kleinodien an den Franzosen um einen Spottpreis verkauft. Gestern hatte der Unglückliche einen seltenen, außergewöhnlich großen Diamanten gebracht. Weil er aber eine Entdeckung fürchtete, so wollte er den Edelstein nur unter der Bedingung an Philipp abtreten, daß dieser auf einem segelfertigen Schiffe die Stadt augenblicklich verlasse, ihn mitnehme und den Erlös des ungeredten Gutes in Frankreich mit ihm theilen solle. Philipp hatte lange gezaubert, endlich eingewilligt, den kostbaren Edelstein an sich genommen und mit einem Pistol dem Sklaven eine tödtliche Wunde versezt. Schnell hatte er nun seine Kostbarkeiten zusammengerafft, und — um nicht entdeckt zu werden — das Haus in Brand gesteckt und war dann nach dem Hafen geeilt, um sich einzuschiffen.“

Das Schiff erreichte beinahe den Hafen von Marseille, als es vom Sturm ereilt wurde und scheiterte. Philipp verlor alle seine Habe, aber den werthvollen Stein trug er in einem Ledergurte auf dem Leibe. „Noch bin ich reich!“ jubelte er, „denn das kostbare Kleinod ist gerettet.“ Er ging zu einem Juwelier, um den Stein taxiren zu lassen. Dieser bewunderte die Größe und Reinheit des Diamanten und erklärte mit leuchtendem Auge

den Werth Anfangs für unberechenbar; — dann betrachtete, prüfte und wog er ihn genauer, lächelte seltsam und gab ihn endlich Philipp mit den Worten zurück: „Es wundert mich nicht, daß Ihr Euch täuschen liebet, mein Freund, wäre doch mir beinahe das Gleiche widerfahren. Was Kunst vermag, ward hier geleistet; aber Euer Diamant ist und bleibt nur ein wunderbar künstlich geschliffener Berg-Krystall, der an und für sich keinen Werth hat.“ Philipp eilte hinweg; wilde Verzweiflung erfaßte ihn, und am nächsten Tage fand man seinen Leichnam zerscheltt unter einer Klippe.

Merke!

Halte rein dein Gewissen: so hast du die Stütze des Lebens,
Die dir niemals zerbricht; so hast du den Engel des Trostes,
Der dich niemals verläßt; so hast du die Quelle der Freuden,
Die dir nimmer versteht. — —

Friedrich's des Großen Lebensende.

Mit zunehmendem Alter stellten sich bei Friedrich mancherlei Uebel ein, allein sein hoher Geist, sein unbeugsamer Wille hielten ihn lange aufrecht und seine Thätigkeit nahm eher zu, als ab. Im Jahre 1780 schrieb er einem Freunde: „Was meine Gesundheit betrifft, so werden Sie selbst vermuthen, daß ich, bei 68 Jahren, die Schwachheiten des Alters empfinde. Bald belustigt sich das Podagra, bald das Hüftweh und bald ein eintägiges Fieber auf Kosten meines Daseins, und sie bereiten sich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele zu verlassen.“ Erst mit dem Herbst 1785 zeigte sich ein anhaltender Krankheitszustand, indem die Vorboten der Wassersucht sich bemerkbar machten. Als am 26. Januar 1786 der alte Zietzen starb, äußerte der König: „Unser alter Zietzen hat auch bei seinem Tode sich als General erwiesen. Im Kriege commandirte er immer die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führe die Hauptarmee, ich werde ihm folgen.“

Friedrich erwartete von dem milden Frühlinge wesentlichen Einfluß, und ließ sich an sonnenhellen Tagen auf die sogenannte

ete, prüfte
ihn endlich
nicht, daß
er beinahe
hier gelei-
bar künst-
nen Werth
ihm, und
elkt unter

ens,
ostes,
enden,

mancherlei
alle hielten
, als ab.
meine Ge-
ß ich, bei
Bald be-
d ein ein-
reiten sich
m.“ Erst
ankheitszu-
r machten.
ußerte der
de sich als
die Avant-
acht. Ich

esentlichen
fogenannte

grüne Treppe vor dem Potsdamer Schlosse einen Stuhl hinaus-
bringen und ruhete so in den milden Sonnenstrahlen. Als er
bemerkte, daß die beiden Grenadiere, welche Schildwache standen,
fortwährend das Gewehr am Fuße haltend, in kerzengerader
Richtung verblieben, sprach er freundlich: „Gehet nur immer auf
und ab, Kinder, Ihr könnt nicht so lange stehen, als ich hier
sitzen kann.“ Noch war der April nicht zu Ende, als er nach
seinem liebem Sanssouci übersiedelte. Die Schmerzen wurden
immer heftiger, aber keine Klage kam je über seine Lippen; der
alte Humor zeigte sich sogar bisweilen. Als ihn der Herzog
von Curland besuchte, sagte der König scherzend: „Wenn Sie
einen guten Nachwächter brauchen, so bitte ich mir dieses Amt
aus, ich kann des Nachts vortrefflich wachen.“ — Die Cabinets-
räthe mußten jetzt schon um 4 oder 5 Uhr Morgens vor dem
Könige erscheinen. „Mein Zustand,“ sagte er ihnen, „nöthigt
mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange
dauern wird. Mein Leben ist auf der Reige, die Zeit, die ich
noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem
Staate.“ —

Auch in Sanssouci saß der König gern im milden Sonnen-
schein. Einst hörte man ihn, den Blick auf die Sonne gewandt,
ansprechen: „Bald werde ich dir näher kommen!“ (Diese Scene
soll unsere Abbildung darstellen.)

Noch einen Beweis von der Milde und Nachsicht des Königs
während der Krankheit.

In einer schlaflosen Nacht rief er den im Vorzimmer wachen-
den Bedienten und fragte:

— „Wie viel ist die Uhr?“ —

— „Es hat so eben zwei geschlagen!“

— „Das ist noch sehr früh! Aber ich kann nicht schlafen!
Sieh' doch einmal zu, ob meine Leute wachen. Wecke aber Kei-
nen; die armen Menschen sind gewiß sehr müde. Findest Du
aber Neumann (ein Kammerhufar) wachend, so sag' ihm: ich
glaube, der König wird bald aufstehen. Aber wecke Niemand,
hörst Du?“

Ein ander Mal rief er einen Kammer=Lakai, und fragte
ebenfalls nach der Zeit.

Eben hat es zwölf geschlagen.

„Ach! ich kann gar nicht schlafen. Wenn Du mir doch
etwas erzählen könntest!“

Dem Bedienten, einem ehrlichen Pommer, fehlte diese Gabe gänzlich; er erfüllte indeß den Befehl so gut, als es ihm möglich war und erzählte, was er nur wußte. Die Erzählungen waren nichts weniger als interessant. Der König unterbrach ihn daher bald und verwandelte die Unterhaltung in ein Gespräch.

„Wo bist Du her?“

Aus Zarzig bei Stargard.

„Hast Du noch Eltern?“

Der Vater ist todt; er war Soldat in Stargard. Die Mutter aber und eine Schwester leben noch.

„Womit ernähren sich diese?“

Mit Spinnen.

„Wie viel verdienen sie denn damit?“

Wenn's gut geht, alle Tage vier Groschen.

„Das ist wenig, können sie denn davon leben?“

O ja! es ist nicht wie in Berlin oder Potsdam! In Pommeren ist gut und wohlfeil leben!

„Schickst Du ihnen denn zuweilen etwas?“

O ja, dann und wann ein Thälcherchen zur Hausmiete.

„Das ist brav, Du bist ein guter Sohn, das muß ich loben. Mit mir hast Du jetzt Deine Noth; aber Du mußt Geduld haben; ich werde Dein gedenken, wenn Du Dich gut aufführst.“

Einige Tage darauf hatte dieser Lakai wieder den Dienst bei dem Könige. Als er erschien, erinnerte er sich der nächtlichen Unterredung, er mußte näher treten; dann sprach er freundlich:

„Geh' nach dem Fenster, da liegt etwas, was ich für Dich gesammelt habe.“

Dort lagen einige Friedrichs'dor. Der Lakai nahm zwei davon und fragte, sie dem Könige zeigend:

Darf ich die nehmen?

„Nein, alle, und Deiner Mutter hab' ich auch schon etwas geschickt.“

Der Bediente erfuhr am nämlichen Tage von einem Cabinetsrath, daß Friedrich seiner Mutter eine jährliche Pension von hundert Thalern hatte anweisen lassen.

Einer seiner Leibhusaren, der mehrmals bei ihm des Nachts wachen mußte, äußerte einst zu dem Könige, nach einer sehr unruhigen Nacht, mit theilnehmender Freimüthigkeit, den Kopf bedenklich schüttelnd:

Es scheint mir, Ew. Majestät, als wenn all' Ihre Aertze doch nicht auf dem rechten Wege sind.

„Wie so?“

Ich bin früher Chirurgus gewesen, und ich glaube, einige Stunden Schlaf würden Ew. Majestät weit mehr helfen, als alle Medizin. Den sollten sie Ihnen verschaffen.

„Du magst wohl recht haben; ich fühl's. Aber wie ist das anzufangen?“

Ich wüßte dazu wohl Rath, wenn Ew. Majestät eine Arznei von mir annehmen wollten, die nicht nur den Schlaf, sondern auch den Appetit befördert.

„Meinst Du das?“

Ja! ich weiß aus Erfahrung, daß sie schon gute Dienste gethan hat. Ich wollte mein Leben darum geben, wenn ich Ew. Majestät helfen könnte, setzte er hinzu, und die Thränen traten ihm in die Augen.

„Gut! heut' Abend will ich von Deiner Medizin nehmen.

Ich will's doch versuchen, ob Du die Wahrheit gesprochen hast.“

Der Leibhusar brachte dem Könige die Arznei, er gab sie ihm ein, und obgleich die Reihe der Nachtwache nicht an ihm war, blieb er doch die ganze Nacht über bei ihm.

Der König versank in einen erquickenden sechsständigen ununterbrochenen Schlaf. Als er erwachte, fühlte er sich dadurch gestärkt. Den Kammerhusaren sehend, sprach er:

„Nun, das heißt einmal ordentlich geschlafen!“

Er ließ sich eine Tabatiere geben, füllte sie mit Friedrichs'd'or und gab sie ihm mit den Worten:

„Da, dieses für Deine Theilnahme und die gute Wirkung Deiner Medizin,“ dann, heiter gestimmt, setzte er hinzu: „Ich sollte Dich auch noch zu meinem Leibmedikus ernennen; aber darüber muß ich erst mit meinem Doktors Rücksprache nehmen.“

Des Königs Schwester, die Herzogin von Braunschweig, schickte ihm den berühmten Leibarzt Zimmermann aus Hannover. Der König, der überhaupt nicht viel von den Doktoren hielt, fragte ihn: „Hat Er schon viele Menschen in die andere Welt geschickt?“ Zimmermann, zu verständlich, auf diese beißende Anrede zu erwiedern, erkundigte sich namentlich nach des Königs Diät, und erfuhr, daß des großen Mannes Lieblings Speisen gerade zu den schwer verdaulichen und erhitzenden Gerichten gehörten. Im weitem Verlauf wurde der König gesprächig, und sein Gemüth äußerte sich in einer solchen Weise, daß man es kaum ohne Mühlung lesen kann.

diese Gabe
im möglich
igen waren
ihn daher
h.

ard. Die

In Pom-

miethen.

ß ich loben.
ist Geduld
aufführst.“
Dienst bei
nächtlichen
freundlich:
für Dich

ahm zwei

hon etwas

nem Cabi-
nion von

es Nachts
einer sehr
den Kopf

hre Aerzte

Zimmermann sagte ihm:

Eu. Majestät helfen in allen Ihren Ländern der Armuth auf, und schenken Häuser an Menschen, die keine haben.

„Ich habe nie ein größeres Vergnügen,“ versicherte Friedrich, und sein schon mattes Auge erglänzte, „als wenn ich einem armen Manne ein Haus kann bauen lassen.“

Es kam das Gespräch auf die Behandlung der Verwundeten und Kranken im Kriege; Friedrich sprach darüber mit sichtbarem Mißmuth:

„In allen meinen Kriegen besorgte man meine Befehle in Hinsicht meiner kranken und verwundeten Soldaten äußerst schlecht. Nichts hat mir in meinem Leben mehr wehe gethan, als wenn ich sah, daß man diese braven Leute, die Gesundheit und Leben so edel für das Vaterland opferten, in ihren Krankheiten und bei ihren Wunden so schlecht pflegte. Man ist mit ihnen oft barbarisch umgegangen, und mancher ist aus Mangel an guter Pflege gestorben. Nichts hat mich von jeher mehr betrübt, als daß ich die unschuldige Ursache an dem Tode irgend eines Menschen war. Aber seit dem letzten Kriege hab' ich solche Befehle gegeben, die es allen Schurken und Spitzbuben bei der Armee künftig sehr schwer machen werden, ihren König zu betrügen und die armen Soldaten der ihnen so nöthigen Hülfe und Erquickung so schändlich und barbarisch zu berauben.“

Zimmermann hatte bei seiner Rückkehr der Herzogin von Braunschweig einige Hoffnung gemacht, daß der hohe Kranke noch wieder auf einige Zeit genesen würde, und die zärtliche Schwester hatte in einem Brief darüber ihre Freude ausgedrückt. Friedrich antwortete ihr am 10. August 1786, also 7 Tage vor seinem Tode:

Meine verehrungswürdige Schwester!

Der hannöversche Arzt hat sich bei Ihnen nur wichtig machen wollen, meine gute Schwester; die Wahrheit ist aber, daß er mir nichts genutzt hat. Die alten müssen den jungen Leuten Platz machen, damit jede Generation ihre Stelle finde; und wenn man es recht überlegt, was das Leben ist, so ist es nichts, als daß man seine Nebenmenschen sterben und geboren werden sieht. Ich befinde mich indessen seit einigen Tagen ein

Armut

Friedrich,
im armen

wundenen
sichtbarem

Befehle in
schlecht.
als wenn
und Leben
ten und
hnen oft
an guter
ibt, als
es Men-
Befehle
r Armee
igen und
erquickung

ogin von
Kranke
zärtliche
gedrückt.
Tage vor

wichtig
ist aber,
in jungen
alle finde;
so ist es
geboren
ragen ein



Friedrich des grossen Lebens ende.

wenig
meine

ruhige
Herz
Depe
sanfte
hinter

Antw

und
wand
und
Geger
Wim
Man

Blicke
gipfel
zu
Unge
des
Kauf
flog
den
schwe
All
Nord

wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unwandelbar ergeben,
meine gute Schwester. Mit der größten Hochachtung

Meiner verehrungswürdigen Schwester
treuer Bruder und Diener,
Friedrich.

Die Krankheit des Königs nahm immer mehr zu, seine ruhige Besonnenheit aber wich nicht von ihm. Der Minister von Herzberg bezeugt, daß er noch am 15. August richtig durchdachte Depeschen dictirt habe. Am Abend des 16. erquickte ihn ein sanfter Schlummer. Als er aufwachte, fragte er: „Wer steht hinter meinem Stuhle?“

— „Ew. Majestät Regiments-Chirurg Engel,“ war die Antwort.

— „Wie steht's mit meinen Füßen?“

— „Es ist noch Alles beim Alten!“

— „Dieser Engel wird mir auch nicht helfen!“

In der Nacht vom 16. auf den 17. waren zwei Lakaien und der Dr. Selle im Krankenzimmer. Von den hohen Verwandten war Niemand gegenwärtig. Der König litt bedeutend und sein treuer Kammerdiener Struzky nahm ihn in den Arm. Gegen ein Uhr fing der Puls an zu stocken; zwei Uhr zwanzig Minuten stand er völlig stille. Der große Geist des seltenen Mannes war in den ewigen Osten hinübergegangen.

Der Walfischfang.

Island, der schwarze Schlackenklumpen, versank unsern Blicken nach und nach in's Meer; nur des Heckluftall Doppelgipfel war an seiner Dampfsäule, die mit dem Dunkel von Zeit zu Zeit feurig erglühete, noch erkennbar. Wie ein schwarzes Ungeheuer lag im Dämmerlicht der nordischen Nacht der Rumpf des Schiffes auf dem tiefblauen Wasser, das mit eintönigem Rauschen am Bug sich brach und glitzernd an den Seiten dahinflog. In netter Symmetrie ragten Masten und Spieren gegen den blassen Himmel, dessen lebendiger Odem die Segel voll schwellte. „Wache am Gangspill?“ tönte des Lieutenants Ruf: „Al' recht, Herr! scholl es zurück. Ihr da oben im Mars? Nordnordost ein Feuer, Herr! war die Antwort. Franz, mein

Bursche, rief der Offizier, da, mein Nachtglas: sieh' nach, was es gibt, wahrscheinlich ein brennendes Schiff! Behend, wie ein Eichhorn flog der junge Aspirant die Wanten hinauf, aber schon auf halber Masthöhe entfuhr ihm ein Schrei der Ueberraschung, denn mit reißender Schnelle hatte der anfängliche feurige Punkt sich plötzlich ausgebreitet und zuckte in flammenden, züngelnden Kreisen zum Zenith herauf. Glühende Lanzen schienen sich im wilden Kampf zu mischen, blutig dunkles Roth, blaue Schwefel-Flammen, gelber Hüllenglast wechselten in dem glitzernden, schwirrenden, schier sinnbetäubenden Schauspiel, dem alle Matrosen mit dumpfem Schauer zusahen. Selbst der Kapitain kam auf's Halbdeck, des schaurig-schönen Anblicks zu genießen. Ein schönes Nordlicht, Mr. Brandes! rief er dem Offizier der Wache zu, ich erinnere mich beinahe keines so hellen und schöngefärbten. Ja, Sir, antwortete der Lieutenant, den Hut verbindlich berührend, es wird uns auch desto sicherer kaltes Unwetter bringen. Meinen Sie? fragte der Kommandirende, ich bin in so hohen Breiten weniger bekannt wie Sie, und möchte deshalb wohl Ihre Erfahrung in Anspruch nehmen. Ich hoffe, nächster Tage Grönland zum zwölften Mal zu begrüßen, entgegnete der Offizier bedencklich, nur fürchte ich schier, es kommt uns zu schnell vor den Klüberbaum.

Acht Glas! tönt es vom Steuer.

Acht Glas, Sir, meldete der Lieutenant salutirend dem Kapitain. Wohl, Sir, war die Antwort, lassen Sie ablösen, und zum Grog pfeifen.

Das Kommando hallte durch's Sprachrohr, des Bootsmanns schrille Pfeife ertönte und rasch polterte die abgelöste Wache unter Deck, um die ersehnte Labung zu empfangen.

Der Lieutenant Brandes hatte Recht gehabt! Alle Segel eng gerefft, jagte am andern Morgen das Schiff durch die eisige Fluth, die ein dicker fahler Nebel kaum einige Fadenlänge zu übersehen erlaubte und das Tauwerk sammt den Bärten der Matrosen weiß bereifte. Nur ein Sturmsegel war in gedoppelten Ketten am Bugspriet gehißt und drohte vor der Gewalt des Windes zu bersten. Im Krähenest, einer Art Mastkorb, mit einem nothdürftigen Schutz von Segeltuch, saß der junge Aspirant Franz mit einem wetterbraunen alten Matrosen, dem er die Entstehung des Nordlichtes aus polarisch-magnetischen Gründen deutlich zu machen suchte. Der Alte aber warf ungeduldig den Kautabak im Munde herum und meinte endlich: aus den confusen und widersprechenden

Erklä
dabei
noch
Balk
er,
Wass
wacke
Wass
schar
schen
lassen

war
in G
ohne
sich t
„Bal
durch
sandt
zu se
hatte
blaue
schier

spähe
athm
Fran
mitte
werd
hat
Zhr
werd
Fahr

Sehe
tigen
Eis
der
das

Erklärungen sei ihm nur das klar geworden, daß die Herren, die daheim am warmen Ofen die Bücher machten, die Sache selber noch nicht recht wußten. Wären wir nur den Sturm und den Walbieren (so heißen die Matrosen solche Nebel) einmal los, schloß er, so wäre Alles schon in Ordnung. Dem schönsten grünen Wasser, in dem der Walfisch am liebsten ist, wären wir nahe, wackere Offiziere, brave Mannschaft, ein Schiff, das auf dem Wasser liegt, wie eine Ente, leichte Boote, lange Leinen und scharfe Harpunen! — es fehlt nur an den dicken schwarzen Burschen, um derenwillen uns die Herren Rheder da spazierenfahren lassen.

Noch zwei Tage tobte der Sturm, noch zwei eisige Nächte war die Mannschaft in steter erschöpfender Arbeit und das Schiff in Gefahr, am Felsenufer Grönlands zu scheitern, welchem man, ohne es sehen zu können, sich sehr nahe wußte. Endlich mäsigte sich die Gewalt des Windes und des alten James Carrs fataler „Balbierer“ wich der Sommer Sonne des Polarkreises, die nun, durch den Wechsel, desto empfindlicher, glühende Strahlen versandte: so daß die Vertheerung des Schiffes an der Sonnenseite zu schmelzen begann. Grönlands zackige Küste im Len (links), hatte man vor sich ein unabsehbares Eisfeld und statt der klaren blauen Fluth, die das Schiff bisher trug, zog der Kiel in trüben, schier olivengrünen Wellen seine Drift.

Unsere zwei Bekannte saßen wieder im Krähenest und späheten emsig nach der Dampfäule, die der an der Oberfläche athmende Walfisch ausstößt. Wir gehen steif Nordwest, begann Franz, als meinte der Kapitain durch das Eisfeld da vor uns mitten durchzubringen. Mr. Franz, murrte der alte James, Ihr werdet einmal ein ganzer Seemann, das sieht ein Jeder, und hat Euch drum lieb; wenn es aber erst etwas länger ist, daß Ihr Eurer Frau Mutter Theemaschine habt singen hören, so werdet Ihr so gut wie der Kapitain da unten ein schönes weites Fahrwasser vor Euch sehen.

Wo denn, in Gottes Namen? fragte der Aspirant.

Ihr sucht unten, belehrte James, was Ihr oben findet. Sehet, etwa 20 Grad über dem Horizont, was Euch bei flüchtigem Hinblick für leichtes Gewölbe deucht, da spiegelt sich das Eis und Alles am Himmel ab. Seht, der gelbe Schein, das ist der Eisblink, dort mehr Steuerbord (rechts) der dunkle Strich, das ist offene See — ha seht, dort kömmt ein tüchtig Schiff, es

hat die Marsfegel gereift und geht vor Topp- und Bramfegeln. Das ist der Dunder von Plymouth!

Mit weitem starrem Blick war Franz den, bald helleren, bald mehr verschwimmenden Bildern gefolgt. Ich glaubte, sprach er nach langer Weile, die Fata Morgana sei nur im Mittelmeer sichtbar! — Ich kenne die welschen Bilder wohl, entgegnete James, auch mögen die beiden Spiegelungen sehr ähnliche Ursachen haben, doch sind sie in den hohen Breiten weit häufiger und so klar und bestimmt, daß man jedes bekannte Schiff oft auf dreißig Meilen erkennt. Oft sind die Bilder auch verzogen, wie wenn sie in einem schief geschliffenen Spiegel gesehen würden; stets aber ist der Gegenstand vorhanden, wenn die sicilianischen Fata in der See leere schöne Täuschungen sind! Halt da, Mr. Franz, dort, unter dem Gehtau! „Fisch in Sicht!“ Süd-West gen West! Hurrah! Boot in See, halte schon das Kommando; fünf Minuten später tanzte es durch die Wogen.

Wohl zwei Stunden prüfte der Fisch die Geduld der Bootsmannschaft. Er erhob den ungeschlachten Kopf, blies eine mächtige Dampffäule nach der anderen in die klare Luft, daß der brausende Ton in einer halben Stunde Entfernung gehört werden konnte, ließ sich aber nicht nahe kommen. Wenn der Harpunierer schon die scharfe Lanze hob: so überschüttete ein Schlag des mächtigen Schwanzes das Boot mit einem Sturzsee, und bis man sich das Wasser aus den Augen wischte, war er mehrere Kabelaugen entfernt; endlich tauchte er, wie des Spiels müde, unter, und kam nicht wieder hervor.

Am andern Tage wurden wieder mehrere Fische gesehen, und die Boote zur Jagd beordert; Franz mit seinem James Carr waren dem zweiten Boote zugetheilt. Ruhend lag der Koloß auf den Wogen, die ihn behaglich zu schaukeln schienen, als leise, kein Ruder plätschernd, das Boot ihm nahete. Luv — Len — Luv — befahl mit tiefer fester Stimme der riesige Harpunierer, die mächtige Lanze in der Eisenfaust. „Len, ein Schlag“, scholl es, träge hob der Fisch die breite Flosse: zischend drang der Wurf in die Achselhöhle — ein Schrei — das Boot fliegt seitwärts — und schon ist das verwundete Ungethüm in den hochaufrauschenden Wellen verschwunden! Mit rasender Schnelle folgt abschießend die Leine, wie vom Sturm gejagt fliegt das Boot: kaum vermag der Steurer es in gerader Richtung zu erhalten — die Leine geht zu Ende und noch stürmt der Leviathan fort in den Abgrund, den noch kein Auge sah! Jetzt läßt er nach,

auch
der u
punte
jubelt

Thier
ein le
von f
er m
Blut
der G
geäng
mit g
auf d
es zu
Thier
Biert
seiner
Anstr
ist.
ches
löcher
zu S
weide

welch
wurd
harp
und
Soso
Wal
mit l
mach
ihn,
ginne
Rach
ten u
Orhe
Thor

Amei

auch seine Kraft, sein Athem erlöschten in dem ungeheuren Druck der unergründeten Tiefe! Flagge auf, Jungen! donnert der Harpunierer. — Ho, Fall! jauchzen die Succursboote. Ho, Fall! jubelt das ganze Schiff.

Ueber eine halbe Stunde vermochte das schwer getroffene Thier im Abgrund zu weilen — endlich regt sich die Leine — ein lautes: „Hab' Acht!“ geht vom „Fallboot“ aus, und wird von jedem Succursboot wiederholt. Endlich taucht der Riese auf, er muß athmen! Mit entsetzlichem Brausen stößt er die Luft und Blutströme aus den Nüstern. James Carr hat mit der Umsicht der Erfahrung seinen Platz gewählt und seine Harpune trifft den gefährlichsten am empfindlichsten Fleck. Noch einmal stürzt er sich mit gleicher Schnelle zur Tiefe, das Boot schwankt wie ein Blatt auf den Wogen, die Leine fliegt über den Dollbord, und droht es zu überstürzen. Doch nicht lange mehr ist das todtwunde Thier im Stande, die Anstrengung auszuhalten, schon nach einer Viertelstunde treibt es erschöpft auf der Fläche, die weithin von seinem Blut geröthet und mit dem Fett, welches Erhitzung und Anstrengung aller Muskeln aus seinen Wunden treibt, übergossen ist. Mit lautem, schaurigem Stöhnen spritzt es das Blut, welches die verwundete Lunge in's Innere ergießt, aus den Blaslöchern, in Todesangst peitscht der mächtige Schwanz die Fluth zu Schaum — bald haben viele Lanzensfische in die edeln Eingeweide sein Leben geendet!

Alle Boote spannten sich vereint an das gewaltige Kadaver, welches, mit einer Flagge geziert, dem Schiffe zu bugfirt wurde. Auf die Todeswaffe gelehnt, stand stolz der „Fallharpunierer“ auf dem breiten, schwarzen Rücken, auf's eigene und der Kameraden Wohl vom gebräuchlichen Extragrog nippend. Sofort begann das Abspecken: denn von der Erhitzung geht der Wal sogleich in Gährung über, die ihn ungeheuer auftreibt und mit Umhererschleudern einer sehr äzenden, rothen Jauche plagen macht. Die Speckschneider stiegen mit Stachelschuhen auf ihn, und betrieben ihr Geschäft kunstgerecht, vom Schwanz beginnend; der mächtige Filtrirapparat der Barten ward aus des Rachens weiter Höhle herausgehauen, die Speckzunge ausgeschnitten und der Unterkiefer abgelöst, denn aus ihm läuft über ein Orhoft des besten Throns, auch verlangte der Rheeder ein solches Thor aus einem Stück.

Nach vier Stunden, während welcher das Schiff einem Ameisenhaufen mit Geschäftigen nicht übel glich, war das Ge-

schäft beendet, und das Kadaver den schon harrenden Haien, dem Schwarm zahlloser Vögel und einigen Eisbären, deren sonorer Baß schon längst ihre Ungeduld verkündet hatte, überlassen.

Am andern Morgen war James obskurer „Balierer“ wieder da, und das Schiff lag still im Schutz eines Eisberges, an dem es mit mehreren Eishaken von S Form befestigt war. Die Mannschaft ward im Raum mit dem Reinigen und Zerkleinern des Specks, dem „Abmachen“ beschäftigt. Die alten Matrosen spannen lange Fäden vom fliegenden Holländer, vom Klabaftermann, vom Hungerkapitain und Todtenschiff; eben hatte wieder eine Erzählung begonnen und nur die dumpfe tiefe Stimme des alten James und der Laut der Messer war hörbar.

Alle Mann auf Deck! hallte das Sprachrohr. Gangspill, Gangspill! schrillte des Bootsmanns Pfeife!

Es waren nur zwei Bären gekommen, die zu spät zum Schmause gekommen waren und nun zusehen wollten, ob an Bord nichts für sie übrig sei!

Die Geschichte der heiligen Genoveva und ihr Grabmal in der Frauenkirche bei Andernach.

Von allen Geschichten, die im Volke leben, ist offenbar die Geschichte der heiligen Genoveva mit eine der ältesten; denn die Handschriften dieser Legende reichen bis zur Mitte des achten Jahrhunderts. Kaum war die Buchdruckerkunst erfunden, als neben der Bibel auch bald die Geschichte der heiligen Genoveva in Druck erschien. Diese Geschichte ist ein wahres Volksbuch geworden. Unzählige Mal ist dieselbe wieder erzählt worden, und demungeachtet wollen auch wir dem lieben Leser diese Geschichte in Kürze hier mittheilen.

Der Pfalzgraf Siegfried von Meyenfeld residirte auf seinem Schlosse Hohenzimmern an der Mosel. Er vermählte sich mit der schönen Genoveva, der Tochter des Herzogs von Brabant. Bald nach seiner Vermählung rief ihn Karl Martell zum Kampfe wider die Sarazenen, welche in Spanien eingefallen waren. Siegfried, der seine Gemahlin herzlich liebte, schied ungern von ihr; allein das Gebot seines Herrn und die Pflicht, seinen christlichen Brüdern in Spanien beizustehen, gebot die Nothwendigkeit, sich von seiner Gemahlin auf einige Zeit zu

trenne
gen u
empfe
daß
hatte
der fü
solcher
können
und f
er ha
licher
wird.
schalte
novem
mahl
hofme
ihr B
die F
Schär
fried.
dann
seiner
du sei
ten ve
zu be
Preis
novem
Frömi
dieser
aber
die fr
Schär
len.
zuvor
an se
ihm i
mit d
er die
Pflich
mand

trennen. Er übertrug seinem Haushofmeister Golo, einem jungen und schönen Edelmann, die Verwaltung seiner Güter, und empfahl ihm besonders, mit größter Sorgfalt darauf zu sehen, daß es seiner Gemahlin Genoveva an nichts gebreche. Zudem hatte auch Genoveva einen Hausmeister aus Brabant mitgebracht, der für seine Herrin zu sorgen versprach. Siegfried glaubte unter solchen Umständen ruhig mit seinen wackern Vasallen abreisen zu können. Wie aber hatte er sich getäuscht! Golo war zwar jung und schön, auch seiner Abstammung nach ein Edelmann, allein er hatte keine edle Gesinnung, sondern war ein gemeiner, sinnlicher und dabei hohhafter Mensch, wie die Geschichte beweisen wird. Als nun Siegfried seine väterliche Burg verlassen hatte, schaltete und waltete Golo in derselben als ein eigener Herr. Genoveva ließ ihn ruhig gewähren, indem sie dachte, daß ihr Gemahl ihm dazu die Vollmacht gegeben; zudem begegnete der Haushofmeister ihr mit aller Freundlichkeit und schien sehr besorgt für ihr Wohl zu sein. Aber die Schlange lauerte unter den Rosen: die Freundlichkeit Golo's suchte seine Bosheit zu verdecken. Der Schändliche dachte bei sich also: Mein Herr, der Pfalzgraf Siegfried, wird oder kann doch sehr wahrscheinlich im Kampfe bleiben, dann wärest du ein glücklicher Mensch, wenn du in den Besitz seiner Herrschaft gelangtest; das kannst du aber nur dadurch, daß du seine Gemahlin dein eigen nennest. Diesen teuflischen Gedanken verfolgend, kam er zu dem Entschlusse, Genoveva zur Untreue zu bewegen; wenn ihm dies gelänge, dann würde er um jeden Preis den Pfalzgrafen aus dem Wege zu räumen wissen. Genoveva, nichts Böses ahnend, begegnete in ihrer Unschuld und Frömmigkeit dem Golo stets in der leutseligsten Weise, wodurch dieser in seinem Vorhaben noch mehr bekräftigt wurde. Als er aber endlich mit seinen frechen Absichten klar hervortrat, da erschraf die fromme Genoveva über die Maßen, und drohte ihm, seine Schändlichkeit dem Pfalzgrafen, ihrem Gemahl, sofort mitzutheilen. Golo entbrannte in heftigstem Zorn, gedachte seiner Herrin zuvorkommen, und beschloß bei sich ihr Verderben. Er schrieb an seinen Herrn, den Pfalzgrafen Siegfried, daß seine Gemahlin ihm ungetreu geworden sei, und in einem verbotenen Verhältnisse mit ihrem Hausmeister lebe. In den grellsten Farben schilderte er dieses erdachte Verbrechen.

Der Pfalzgraf Siegfried, der als ein edler Ritter seiner Pflicht obgelegen, hatte wacker gekämpft gegen die Sarazenen und manche Wunde davon getragen. Als aber das Schreiben des

Golo eintraf, lag der Pfalzgraf gerade an einem Wundfieber krank, und — seines vollen Verstandes nicht mehr mächtig — gab er sofort den Befehl an seinen Haushofmeister Golo, daß er sowohl seine Gemahlin, als den Hausmeister derselben, vom Leben zum Tode bringen sollte.

Diese Kunde konnte dem rachsüchtigen Golo nur angenehm sein, und er gab sofort den Auftrag, die fromme Genoveva in den Kerker zu werfen. Auch ihren treuen Diener ließ er in Ketten und Bande legen, und behandelte ihn auf das Schrecklichste. Immer noch hoffte er, daß Genoveva ihren Sinn ändern würde; allein die fromme Dulderin wollte lieber Alles ertragen, als in eine so große Sünde willigen. Acht Monate verflossen für sie so im größten Elend, da gebar sie ein Söhnlein, das sie selbst taufte und „Schmerzenreich“ nannte. Der gottlose Golo duldete nicht, daß ein Priester in das Gefängniß gelassen würde. Die Angst seines Gewissens ließ ihm aber keine Ruhe, und er gab endlich den entsetzlichen Befehl: zwei Knechte sollten Genoveva mit ihrem Kinde in den Wald bringen, und sie daselbst ermorden. Die Knechte folgten dem Befehl; Genoveva trug ihren einzigen Reichthum, ihren kleinen Schmerzenreich, an der Brust und folgte den Henkersknechten. Als sie in den Wald kamen, ermannte sich die unglückliche Frau und sprach zu den Knechten: „Ich weiß von keiner Missethat, durch die ich den Tod verdient hätte, aber ich unterwerfe mich willig dem Befehl meines Herrn und Gemahls; aber ich bitte Euch um Gotteswillen, schonet meines Kindleins, dieses unschuldigen Blutes! Soll es aber sterben, so laffet mich seinen Tod nicht sehen; sondern laffet mich zuerst sterben, damit ich den Tod nicht zwei Mal erleide!“ — Gott rührte aber das Gewissen der Knechte, sie schenkten der Genoveva und ihrem Kinde das Leben, unter der Bedingung, daß sie und ihr Kind nie die Wildniß dieses Waldes verlassen sollten. Genoveva gab ihnen dieses Versprechen, die Knechte ließen sie gehen, ergriffen bald darauf ein Schäflein mit ihrem Lämmchen, schlachteten beide, rissen ihnen die Zungen aus, beschmutzten sich mit Blut und gingen so in das Schloß zurück, wo sie von Golo erwartet wurden, der ihnen glaubte, daß sie Genoveva und ihr Kind umgebracht hätten, indem sie die Zungen vorzeigten und die Blutspuren bemerklich machten.

Genoveva suchte sich jetzt eine Höhle auf, bereitete sich daselbst von Moos ein Lager, betete inbrünstig zu Gott, daß er ihr Retter und Helfer in der so großen Noth sein möchte. Gott

erhört
mehr
und
Schm
zahme
ihrem
sich d

Walde
sich so
besucht

beendi

zurück

das

Feste

und be

noveva

von de

Unschu

durch

empört

zu süß

ihm er

zu entf

Golo d

ruhige

Fieberk

besah

wurde

sunken

eine Hi

behende

ohne U

schlüpft

springt

bis an

erblickt

Hirschku

guter M

erhörte ihr Gebet, und da sie den kleinen Schmerzenreich nicht mehr schenken konnte, so sandte Gott eine Hirschkuh, die zahm und willig sich zu ihren Füßen schmiegte und es duldete, daß Schmerzenreich sich an ihrem Euter satt trank. Täglich kam die zahme Hirschkuh wieder, und Genoveva dankte für diese Wohlthat ihrem Herrn und Gott im innigsten Gebete. Sie selbst nährte sich durch Wurzeln und Waldbeeren.

Schmerzenreich wuchs freudig heran, und die Vöglein des Waldes, die Hasen und Kaninchen und Eichhörnchen gewöhnten sich so an ihn, daß sie als freundliche Gespielen seine Höhle oft besuchten. So verstrich manches Jahr.

Sehen wir uns nun nach Siegfried um. Nach glücklich beendigtem Kampfe kehrte er gesund und wohl nach seinem Schlosse zurück; allein dasselbe kam ihm traurig und öde vor, weil ihm das Liebste — seine Gemahlin — fehlte. Golo veranstaltete Feste auf Feste, aber Alles vergebens, der Graf blieb traurig und betrübt. Eines Tages kam er in das Gefängniß, wo Genoveva geschnitten hatte. Hier fand er ein geschriebenes Blatt von der Hand seiner Gemahlin, worauf sie ihm vor Gott ihre Unschuld betheuerte, ihm aber auch von Herzen verzieh, da er durch die Ränke seines Dieners hintergangen sei. Siegfried wurde empört und befahl, den Golo zu binden und in das Gefängniß zu führen. Dieser war aber auf der Jagd, wurde von einem ihm ergebenen Diener von der Gefahr benachrichtigt und suchte zu entfliehen. Siegfried erkannte daraus um so sicherer, daß Golo der schuldige Theil sei. Der gute Graf hatte nun keine ruhige Stunde mehr, und bereute den Befehl, den er in der Fieberhitze gegeben hatte.

Siegfried, der von innerer Unruhe immer verfolgt wurde, befahl seinen Dienern, eine große Jagd anzuordnen. Die Jagd wurde veranstaltet, allein der Pfalzgraf, tief in Gedanken versunken, kam bald von seinem Gefolge ab. Da sprang plötzlich eine Hirschkuh vor ihm auf. Er verfolgte sie, und indem das behende Thier immer weiter und weiter flieht und der Graf es ohne Unterlaß verfolgt, kommt es endlich an Genoveva's Höhle, schlüpft durch das Gesträuch und verbirgt sich im Innern. Gleich springt der Graf vom Pferde und dringt durch das Gebüsch nach bis an den Eingang der Höhle. Entsetzt ersaft ihn: denn er erblickt ein menschliches Wesen, blaß wie der Tod, neben der Hirschkuh. Er glaubt ein Gespenst zu sehen. „Bist Du von guter Art,“ so rief er, „so nenne Dich und komme zu mir

heraus!" Wie erschraf Genoveva, als sie die wohlbekannte Stimme ihres Gemahls erkannte! Sie antwortete mit bebender Stimme: „Ich bin ein armes Weib und fast bloß; darum gebt mir eins von Euern Kleidern, damit ich zu Euch herauskommen kann.“ — Auf diese Worte warf ihr der Pfalzgraf seinen Mantel zu, und sie hüllte sich darin und kam auf ihren nackten Füßen hervor — denn ihre Schuhe waren lange zerrissen — und die Hirschkuh begleitete sie nach ihrer Weise und stand ihr zur Seite. Und da sie heraustrat, war es dem Pfalzgrafen, als ob er sie kennen müßte, und es ging ihm ein Schauer durch Mark und Bein; aber er erkannte sie nicht, und fragte, wie sie hierher käme und wer sie wäre? — Da antwortete Genoveva: „Ich bin aus Brabant und habe vormals bessere Zeiten gesehen. Ein schlimmer Verdacht meines Egeherrn hat mich in diese Wüste getrieben, und weil ich ihm ergeben war, gab er einem seiner Diener Macht über mich, daß er mich tödten sollte. Aber Gott lenkte das Herz der Schergen, daß sie sich meiner erbarmten und meines armen Kindes, und mir das Leben schenkten.“ Da entfetzte sich der Graf und fragte mit bebender Stimme: „Wie heißest Du denn?“ — „Ich bin Genoveva, die ehemalige Gemahlin des Pfalzgrafen Siegfried.“

Bei diesen Worten stürzte der Graf wie sinnlos zu Boden, und es währte lange, ehe er sein Gesicht wieder erheben konnte. Und da er sie endlich anschaute und das blasse, abgekehrte Angesicht sah, indem er dennoch seine theure Genoveva erkannte, wollte er fast verzweifeln.

Genoveva trat zu ihm, redete ihn freundlich an und sprach: „Mein Herr, das Herz will mir zerbrechen, wenn ich Euch in in solchem Jammer sehe! Es war ja nicht Eure Schuld, daß Ihr mich für strafbar hieltet; denn Ihr wurdet von bösen Dienern falsch berichtet. Ich habe Euch längst von Herzen vergeben, und meine Liebe zu Euch ist auch in diesem Elende stets dieselbe geblieben.“ — Während sie so mit ihm sprach, kam Schmerzenerich herbei. Da er aber den fremden Mann sah, fürchtete er sich. Der Graf aber erkannte sogleich an der Ähnlichkeit seiner Züge, daß er sein Sohn war, nahm ihn in seine Arme und drückte ihn an seine Brust und konnte vor Freude und Leid nichts anders thun, als ihn küssen und sagen: „O mein liebes Kind! o mein theurer Sohn!“ — Endlich ermannte er sich und ergriff sein Hüfthorn, ließ dasselbe weit in den Wald hinein erschallen, worauf bald von allen Seiten seine Jäger und Diener erschienen,

die
Gese
blaff
der
durch
eine
Rund
zurück
eilte,
zug
der
der n
war
besser
kuh d
darau
vernor
sich in
vor ei
That.
bares
sind.
Jahrh
selbe
gefahrr
Windst
Verder
möglich
heit zu
Zerstör
brüche

die nicht wenig erstaunt waren, ihren Herrn in einer solchen Gesellschaft zu finden. Siegfried erklärte ihnen nun, daß die blasse Frau seine liebe, wiedergefundene Gemahlin Genoveva, und der blühende Knabe sein Sohn sei. Lauter Jubel ertönte darauf durch den ganzen Wald. Zwei reitende Jäger wurden abgesandt, eine Sänfte zu bestellen, und durch sie verbreitete sich schnell die Kunde, daß die Pfalzgräfin noch am Leben sei und in das Schloß zurückkehren würde. Alle Arbeit ruhet an diesem Tage; Jeder eilte, die theure Gräfin zu sehen. Es wäre ein wahrer Triumphzug gewesen, wenn nicht die Zuschauer durch das blasse Aussehen der Gräfin zum tiefsten Mitleid bewegt worden wären.

Genoveva freute sich inniglich, ihrem theuren Gemahl wieder nahe und von ihm geliebt zu sein; allein ihre Gesundheit war gebrochen und nach drei Monaten entschlief sie zu einem bessern Dasein. Als sie beigesezt wurde, folgte die treue Hirschkuh dem Leichenzuge, legte sich auf das Grab und starb bald darauf vor Traurigkeit.

Golo, der unstät und flüchtig unherirrte, hatte die Kunde vernommen, daß die Pfalzgräfin wieder gefunden sei und er wagte sich in die Nähe des Schlosses. Er wurde erkannt, festgenommen, vor ein Gericht gestellt und empfing den Lohn seiner schwarzen That. —

In der Nähe von Andernach wurde der Genoveva ein kostbares Grabmal erbaut, von dem die Trümmer noch zu sehen sind. Die Geschichte der heil. Genoveva aber hat sich durch viele Jahrhunderte hindurch erhalten, und Alt und Jung hören dieselbe noch immer mit großer Rührung.

Schicksale eines Grönlandfahrers.

So gewinnbringend und belohnend die Schifffahrt ist, so gefahrvoll ist sie auch. Hitze und Kälte, Regen und Dürre, Windstillen und Stürme drohen den Fahrzeugen auf offener See Verderben. Zwar hat die Schiffs-Baukunst der neueren Zeit alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um den Seefahrern mehr Sicherheit zu gewähren; aber immer noch ist die Kunst weit hinter den Zerstörungsmitteln der Natur zurück geblieben, und die Schiffbrüche gehören immer noch zu den sehr häufig vorkommenden

Erscheinungen. Zur nützlichen Unterhaltung unserer jungen Leser möge hier die Erzählung eines nicht ganz gewöhnlichen Schiffbruchs mitgetheilt werden, der recht bald eine andere folgen wird, wenn Euch, junge Freunde, die hier enthaltene angesprochen hat.

Es wird Euch nicht unbekannt sein, daß schon seit langer Zeit von den meisten Nationen, welche die Nord- und Ostseerüsten bewohnen, eine lebhafte Schiffahrt nach den Küsten Grönlands, Spitzbergens und Islands unterhalten wurde, und daß man Schiffe, welche dorthin zum Behuf des Walfisch- und Robbenfanges ausgerüstet werden, Grönlandfahrer nennt.

Auch Hamburg nahm vormals lebhaften Antheil an diesen Unternehmungen; doch am meisten betrieben die Holländer seit länger als zweihundert Jahren diese Beschäftigungen.

Im Jahre 1750, am 7. Mai, lief der Kapitain Ravens mit noch einigen andern Schiffen aus dem Texel aus, einer Insel nahe an der holländischen Küste, um nach Grönland zu segeln. Die Reise ging sehr glücklich, und man befand sich noch ungefähr 12 Meilen von Spitzbergen, als plötzlich das Wetter sehr ungestüm wurde. Es stürmte gewaltig, ein dichter Schnee verdunkelte die Luft, und fallende Eisklumpen zerrissen den Seeleuten das Gesicht, so daß an kein Weiterkommen zu denken war. Das Schiff blieb zwischen den treibenden Eisschollen sitzen, dabei gingen die Wellen so hoch, daß es oft unter das Wasser schoß und sich ganz auf eine Seite legte. Von dem Untertauchen war im Schiffsraum überall eine solche Glätte entstanden, daß man nicht hin- und hergehen konnte, und daher überall Salz austreuen mußte. Inzwischen häufte sich das Eis immer mehr an, und es entstand gleichsam ein Wall rund um das Schiff herum. Schnee und Wind waren den Schiffenden so sehr zuwider, daß sie nicht wußten, wie sie die Segel regieren sollten.

Zuletzt warf das Meer zwei übergroße Eisschollen, wie zwei Batterien, gegen das Schiff auf, von welchen es im Durchfahren zu beiden Seiten so harte Stöße erlitt, daß das Vordertheil anfing zu sinken. Im ersten Schrecken kappte man eiligst die Segel, und setzte die Schaluppen aus, welche aber von dem zahlreich eindringenden Volke so überladen wurden, daß sie umschlugen, und alle diejenigen, welche hineingestiegen waren, in's Wasser fielen und umkamen. Das Schiff selbst sank allgemach tiefer, und es schien, als ob es augenblicklich untersinken würde.

Jeder dachte nur an seine Rettung; einer lief hierher, der andere dorthin. Einige kletterten den noch stehenden Besanmast hinauf, in der Hoffnung, daß sie sich hier am längsten würden halten können; allein auch diese wurden größtentheils getäuscht. Weil die Menge den Mast überwog, brach er in Stücken, und warf die, welche bei ihm ihr Heil gesucht hatten, mit sich hinab in's Meer, wo sie bald von den Wellen verschlungen wurden.

Hierauf vertheilte sich das Wasser, und lief über das ganze Schiff, wodurch das Vordertheil einige Erleichterung bekam, und sich wieder empor hob. Aber es dauerte nicht lange, da schlug es ganz um, doch so, daß es auf der einen Seite vier Fuß hoch über dem Wasser liegen blieb. Bei diesem Umsturz fielen abermals ihrer viele über Bord hinab in das Meer, und ertranken.

Der Kapitain hielt sich nebst mehreren Andern mit großer Mühe an der Seite des Schiffs. Die Wogen fuhren inmittelst gewaltig über dem Schiffe hin, und Schnee und Kälte ermangeten nicht, das Ihrige zu thun; daher denn alle Rettung unmöglich schien. Zwar segelten zwei Dänische Schiffe in der Entfernung von einigen Büchenschüssen vorüber, aber sie konnten den Nothleidenden nicht zu Hülfe kommen.

Auf einmal rief der Steuermann: „Das Schiff dreht sich mit dem Winde um!“ und kaum hatte er es gesagt, so geschah es. Es wendete sich so behende mit allen übrigen Segeln und Zubehör, als nur ein Schiff im besten Stande sich wenden würde. Durch diesen glücklichen Zufall wurde den Ueberbliebenen noch eine Aussicht zur Rettung eröffnet. Sie sahen zwar noch keine zuverlässige Auskunft; aber doch fühlten sich die 30 Personen mächtig getröstet und erleichtert. Die heranbrausenden Wellen übten ihre größte Gewalt an den Schiffsgeräthen und verschonten dafür die Menschen.

Ihre Gefährten, die mit ihnen ausgefahrenen vier Schiffe, schwebten zwar im Gesichte, jedoch ohne irgend eine Hoffnung, daß sie ihnen zu Hülfe kommen könnten, indem sie mit sich selbst genug zu schaffen hatten. Endlich brach die Nacht herein, und mit derselben neuer Schrecken. Der Sturm erhob sich auf's Neue, und man konnte sich nur kümmerlich über dem Wasser erhalten. Die Fluth stürmte oft über ihren Köpfen hin, die Kälte schnitt in die Haut, wie ein Scheermesser, und man erwartete mit jedem Augenblick den Tod.

Mit dem Morgen legte sich das Ungezügelm etwas, aber darum nicht ihre Noth. Von den andern Schiffen sah man keines

mehr. Unsere Nothleidenden saßen auf der Seite des Bords. Die See bespülte ihre Füße ohne Unterlaß, und sie mußten sie unaufhörlich durch Trampeln und Reiben in Bewegung halten, um sich ein wenig zu erwärmen, und doch war es, als wenn sie ihnen vor Frost abspringen sollten. Etliche, denen die stete Bewegung zu ermüdend war, legten sich nieder, waren aber Kinder des Todes, ehe eine Stunde verging.

Von Zeit zu Zeit fiel hier und da einer vor Mattigkeit und Kälte hinab in das Meer. Auch den Kapitein Ravens riß eine starke Fluth in's Wasser, so daß ihn Alle verloren gaben; allein er arbeitete sich wieder aus den Wellen hervor, und kam bei den Uebrigen an.

Um Mittag besserte sich der Wind noch mehr. Die Bootleute schnitten ein Segel ab, welches noch am Schiffe hing, und richteten es an einer Stange auf, um, wo möglich, das Schiff noch ein wenig fortzutreiben; aber es gelang nicht. Zwei Bootleute rietten, man sollte ein Floß machen, und damit an's Land zu kommen suchen. Der Kapitein wollte aber davon nichts wissen. Ungeachtet nun das Land 12 bis 13 Meilen entfernt war, fügten sie doch einiges Holzwerk zusammen, und gedachten sich darauf der See anzuvertrauen, allein die Fluth trieb es ihnen zu ihrem Glück weg; denn sie wären unstreitig ihrem Untergange entgegen gefahren.

Das Wetter war nun zwar milder geworden, allein ihre Noth stieg dennoch stündlich: denn der Hunger fing nun an, ihnen heftig zuzusetzen, und sie hatten weder Speise noch Getränke. Vor Müdigkeit fielen ihnen die Augen zu, und sie durften es gleichwohl nicht wagen, sich dem Schlummer zu überlassen, wenn sie nicht auf immer entschlummern wollten. Wer sich einmal niederlegte, der stand nicht wieder auf. Der 24. Mai brach an, und mit ihm ein helles, aber kaltes Wetter. Es froh, daß es krachte, und jeder von ihnen war der gewissen Ueberzeugung, daß sie Alle zusammen sitzend einschlafen würden. Indes, wenn die Noth den größten Gipfel erstiegen hat, ist oft die Hülfe am nächsten. Ungefähr um die Mittagszeit sah der Steuermann sich um, und rief auf einmal: „Ein Segel! Ein Segel!“ Er erblickte nämlich ein Schiff in der Entfernung von einigen Meilen, welches sich bald ab-, bald herwärts wendete, um gegen das Land durch das Eis zu kommen. Alle schauten um sich, und fühlten sich auf's Neue gestärkt und gekräftigt, und die allgütige Vorsehung sprach: Amen! zu ihrer Hoffnung. Hätte jenes Schiff

ungehi
die Ni
das C
Abfich
die S
gewahr
er abe
und be
I
aus de
den w
dem si
dige S
Raven
Nuth
errette
2
ein vo
Gale
hörte.
20 M
unglic
denn j
bitterfi
dem B
halten.
Gliebe
und e
indes
drei S
noch
I
war,
befindl
beistän
bootst
woran
Uebrig
23. S

ungehindert seinen Weg verfolgen können, so wäre es nicht in die Nähe unserer Unglücksgefährten gekommen. So aber zwang das Eis dasselbe, eine neue Durchfahrt zu suchen. In dieser Absicht geschah es, daß sich der Bootsmann jenes Schiffes in die See hinaus umfah, und unser im Eise befangenes Fahrzeug gewahrte. Anfänglich hielt er es für einen todten Walfisch. Als er aber das Fernglas zu Hülfe nahm, erkannte er seinen Irrthum, und befahl, darauf loszusteuern.

Die Inhaber des Wracks spürten aus allen Anzeichen, und aus der Bewegung des Schiffes, daß man ihrer ansichtig geworden wäre, thaten daher Alles um, sich bemerkbar zu machen, indem sie unablässig das Segel auf- und niederzogen. Ihre baldige Erlösung schien keinem Zweifel mehr unterworfen zu sein. Ravens sagte in seinem Berichte, es wäre ihnen nicht anders zu Muth gewesen, als ob sie mit dem Daniel aus der Löwengrube errettet werden sollten.

Als ihnen das Schiff näher rückte, erkannten sie, daß es ein von Harlingen in Holland kommendes Schiff wäre, welches Gale Hantes befehligte, und welches zu ihrer Gesellschaft gehörte. Hantes setzte gleich drei Schaluppen aus, und ließ Alle 20 Mann, welche noch von 72 am Leben waren, aus dem verunglückten Schiffe abholen. Und es war gewiß die höchste Zeit; denn sie hatten 52 Stunden ohne Speise und Trank, in der bittersten Kälte, durchnäßt bis auf die Haut, ohne Schlaf auf dem Verdeck des Schiffes gesessen, und konnten es unmöglich aushalten. Ihre Füße waren ganz taub gefroren, und die übrigen Glieder starren vor Kälte. Man legte sie Alle in gute Betten, und erwärmte sie auf diese Weise. Der Hochbootsmann küßte indeß doch noch das Leben ein. Am 25. kamen die übrigen drei Schiffe auch noch an. Sie wunderten sich nicht wenig, daß noch Jemand gerettet worden war.

Da der Kapitain Hantes nicht mit Wundärzley versehen war, so ließ er sogleich die auf den neuangekommenen Schiffen befindlichen Chirurgen herbeiholen, damit sie den Frostleidenden beiständen, und ihnen die Füße verbanden. Außer dem Hochbootsmann, dem beide Füße unter dem Knie abgelöst wurden, woran er starb, verlor nur ein einziger seine großen Zehen. Die Uebrigen insgesamt wurden wieder hergestellt, und langten am 23. September wieder in Holland an.

Die Tauben.

Hat der kleine Leser einen Taubenschlag? Ja? Nun, dann werden ihm die lieben Täublein angenehme Gesellschafter sein. Kein Vogel ist liebenswürdiger und sanfter, als die Taube. Der Täuber liebt seine Taube mit großer Zärtlichkeit, hilft ihr beim Geschäft des Brütens und trägt reichlich zur Ernährung der Jungen bei. Die Tauben legen nur jedesmal ein Paar Eier, woraus ein Paar Täubchen gebrütet werden, allemal ein Männchen und ein Weibchen. Da der liebe Leser die Tauben so gerne hat, so will ich ihm von den Tauben erzählen, und obgleich er schon Manches davon selbst erzählen könnte, so soll er doch viel Neues erfahren. Nun, lieber Freund, welche Taubenart hältst Du auf Deinem Schlage? Ich habe Feldtauben, die suchen sich ihr Futter größtentheils selbst, und sie kosten mir deshalb nicht so viel als die Haustauben. Wie ist es denn mit den Haustauben? Diese halten sich stets in der Nähe des Hauses auf und müssen deshalb reichlich gefüttert werden. Gibt es denn nur eine Art von Haustauben? Nein, es gibt viele Arten, die sehr von einander verschieden sind: z. B. Kropftauben, auch Trommeltauben, Mövchen, mit ganz kurzem Schnabel, Dick schnäbel, Mohrköpfe, Tümmler, welche hoch in die Luft steigen und sich dann hinunter tummeln; türkische Tauben, mit breiten Augenrändern u. a. m. Die türkischen Tauben nennt man auch Brieftauben, weil sie zur Beforgung von Briefchen benutzt werden. Wie geht dies aber zu? Aufgepaßt! Die Taube findet sehr leicht ihren Wohnort wieder. Gesezt, man wollte von Athen schnell eine Nachricht nach Constantinopel befördern; so wird eine Taube, die von Constantinopel nach Athen gebracht worden, hier losgelassen und eilt dann mit einem angebundenen Briefchen nach Constantinopel. Nachdem die Telegraphen eingeführt sind, sind solche Boten überflüssig geworden. Aber welche Tauben leben denn bei uns in der Freiheit? Das ist die Ringeltaube, die Holztaube und die Turteltaube. Richtig. Die größte ist die Ringeltaube, die 17 Zoll lang wird, und besonders in Nadelwäldungen sich aufhält. Obgleich sich die Jungen aufziehen lassen, auch zahm werden, so dauern sie in der Gefangenschaft nicht lange aus. Die Holztaube ist kleiner, sie läßt sich zähmen und paart sich dann mit der zahmen Taube. Noch kleiner ist die Turteltaube, ein gar liebliches Täubchen, welches, zahm gemacht, sich mit der Lachtaube paart. Die Lachtaube — das

ist r
selbe
führ
gen
erzä
14
schaf
Die
Sie
eine
lade
meh
eine
Alte
Ma
wir
dies
das
Ger
größ
auf
hält
lebl
auf
die
gra
fla
rop
fog

De
De
"S
Jh
Gi
De
In
D

ist wahr — die haben wir noch nicht genannt. Wo stammt dieselbe her? Sie ist aus Ostindien zu uns gebracht worden, und führt ihren Namen von dem lachenden Tone, den sie hervorbringen kann. Nun aber will ich noch von einigen andern Tauben erzählen. In Amerika lebt die Wandertaube, die etwa 12 bis 14 Zoll lang wird und schieferblau ist. Sie zieht in Gesellschaften von mehreren Millionen von einem Orte zum andern. Die Bewohner verfolgen sie, um ihr kostbares Fleisch zu genießen. Sie nisten gemeinsam auf Bäumen, und man findet oft auf einem Baume über 100 Nester. Die mit Nestern vorzüglich beladenen Bäume werden so umgehauen, daß sie beim Niederfallen mehrere andere mit umreißen, und dann erhält man gleichsam auf einen Wurf mehrere hundert junge Tauben. Diese stehen den Alten an Größe wenig nach und sind in der Regel sehr fett. Man genießt ihr Fleisch entweder frisch oder geräuchert, das Fett wird ausgeschmolzen und statt Butter und Speck gebraucht. Wenn diese Tauben auf ihrem Zuge begriffen sind, so verdunkelt sich das Licht der Sonne und man hört von dem Flügelschlage ein Geräusch, welches einem grollenden Gewitter ähnlich ist. — Die größte aller Tauben ist die Krontaube, welche sich besonders auf den Malukken findet, und die eine Größe des Truthahnes erhält. Ihre Gestalt ist etwas plump, das Gefieder aber sehr lebhaft und schön, nämlich schieferblau mit Rothbraun und Weiß auf den Flügeln. Die kleinste aller Tauben ist die Erdbaube, die nur 5 Zoll lang wird, in Westindien lebt und ein dunkelgraues Gefieder mit grünen Flecken hat. Ihre Stimme ist klagend, wie die der Turkeltaube. Man hat einige nach Europa gebracht, wo sie gezähmt wurden und im Zimmer sich sogar vermehrten.

Der Tod eines Greises.

Der Arzt tritt aus der Stube, und forschend blickt ihr an,
 Der draußen seiner wartet, der alte greise Mann;
 „Ich muß Dir Schlimmes melden: — umsonst ist meine Müh’;
 Ihr Leben will erlöschen, nicht retten kann ich sie.

Ein schweres Loos hat heute der Himmel Dir bestimmt,
 Da er von Deiner Seite die treue Gattin nimmt.
 In sel’nem Glücke gingt Ihr durch’s Leben Hand in Hand —
 Der Himmel, der es knüpfte, löst heut’ das schöne Band.“

Mit stillem Lächeln schaut ihm der Greis in's Angesicht.
 Es trübte keine Thräne des hellen Auges Licht.
 „Der Tod, der ihrer wartet, er trennt mich nicht von ihr;
 Wir lebten treu vereinet, vereint auch sterben wir.“

Und süße Ruh' im Herzen, in's Zimmer tritt der Greis.
 Er steht an ihrem Lager in seiner Kinder Kreis.
 Sie streckt ihm freundlich entgegen die abgekehrte Hand,
 Und wie im Traume sinkt er auf ihres Bettes Rand.

Still ist es in dem Zimmer, das gleiche Ticken der Uhr
 Tönt durch das tiefe Schweigen und leises Weinen nur.
 Sie hat die Hände gefaltet und blickt ihn innig an,
 Und träumend in ihre Augen schaut still der alte Mann.

Das sind die treuen Augen, mit denen einst die Braut
 So liebevoll und innig in's Auge ihm geschaut.
 Noch blickt durch diese Augen das alte treue Herz,
 Das sich ein langes Leben bewährt in Lust und Schmerz.

Er denkt vergangener Tage — da tritt der Priester ein,
 Die heil'ge letzte Delung der Kranken zu verleih'n.
 „Mein Vater, Ihr findet zweie zum nahen Tod bereit;
 Gebt mir, wie ihr, die Weihe für Grab und Ewigkeit.“

Verfagen kann's der Priester der frommen Bitte nicht,
 Denn aus des Greises Augen bricht wunderbares Licht;
 So schaut nur, wen der Flügel des Todes schon umweht,
 Wer an der hellen Schwelle von lichten Welten steht.

Er hat die Weih' empfangen, der Priester segnet ihn,
 Mit heiterm Blick erhebt er sich langsam von den Knie'n.
 „Wie freundlich schaut in's Fenster der Sonne warmer Schein!
 D gebt mir einen Becher vom allerbesten Wein!“

Den Wunsch ihm zu erfüllen, den letzten, eilt man schnell;
 Es perlt der Wein im Glase und leuchtet golden hell,
 Ihm wird so weich, so seltsam — das Aug' umhüllt sich naß,
 Und eine helle Thräne fällt leise in das Glas.

„Als ich an Deiner Seite beim Hochzeitsmahle saß,
 Reichst' ich der blühenden Jungfrau das volle leuchtende Glas,
 Und mit den rofigen Lippen am Glase nippest Du:
 Ein langes, schönes Leben! trank ich Dir fröhlich zu.

„S
 So
 Und
 Da

„D
 Du
 Die
 Zum

Er
 Er
 Ein
 Und

Was
 Das
 Bis
 Es

Fr
 mit
 die
 mit
 beg
 Un
 wol
 thä
 sein
 gar
 anz
 fell
 vor
 dor
 reit
 Ja

„Heut' biet' ich Dir den Becher, wie ich ihn damals bot —
So laß uns heute trinken auf einen schönen Tod!“
Und leise nippt am Glase der Kranken bleicher Mund,
Da hebt er hoch den Becher, und leert ihn auf den Grund.

„Du weite, schöne Erde, du helle, heit're Welt,
Du Sonne, die so wärmend, so süß mein Herz erhellst,
Die mehr als hundert Jahre mich freundlich angelacht —
Zum Abschied sei auch freudig dies volle Glas gebracht!“

Er hat den Wein getrunken, die letzte Kraft entschwand,
Er ist auf's Bett gesunken, das Glas entglitt der Hand.
Ein leises Lächeln spielte um den erblaßten Mund,
Und linde eingeschlummert sind beide zur letzten Stund'.

Was Mythen uns erzählen von jenem greisen Paar,
Das lange, lange Jahre vereint und glücklich war,
Bis an dem gleichen Tage das Leben Beider schwand —
Es hat sich neu begeben in dem Dalmatierland.

Thätige Menschenliebe.

Der am 2. Januar 1861 gestorbene König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., vermählte sich am 29. Nov. 1823 mit der Prinzessin Elisabeth von Baiern. Am 28. Nov. hielt die königliche Braut ihren festlichen Einzug in Berlin, und wurde mit unendlichem Jubel empfangen. Bei dieser Gelegenheit aber begab sich durch das Zusammenströmen des Volkes ein großes Unglück. Davon will ich nun eben nicht lang und breit erzählen, wohl aber davon, wie in einem Falle sich bei dieser Gelegenheit thätige Menschenliebe erwiesen hat. Ein Staatsbeamter war mit seiner Gattin und seinem fünfjährigen Töchterchen nach dem Lustgarten gegangen, um Abends den Fackelzug der Studenten mit anzusehen. Er hatte sich in einiger Entfernung von dem Zuge selbst und der demselben nachströmenden Volksmasse, nicht weit von dem Ufer der Spree, neben Werkstücke hingestellt, welche dort zur Vollendung des Baues der neuen Schloßbrücke in Bereitschaft lagen. Ungestört sah er hier mit Frau und Kind den Fackelzug, und als nach dessen Beendigung die Studenten die

Fackeln auf einen Haufen zusammenwarfen, damit sie nun gänzlich aufloderten, wollte er sich entfernen; denn er bemerkte, daß das Gewühl der Zuschauer auf dem großen, sogenannten Lustgarten sehr zunahm. „Es ist Zeit,“ sagte er zu seiner Gattin, „daß wir uns nach Hause begeben, ehe der schmale Weg über die Brücke beim Zeughause uns durch die Volksmenge versperrt wird.“ Er ging nun, die Gattin am Arm, das Kind an der Hand, ziemlich ungehindert bis zu jener Brücke, kam auch mit den Seinigen bis jenseit des in der Mitte der Brücke befindlichen Aufzuges. Aber plötzlich sah er sich, ehe er es ahnte, von allen Seiten von einer ungestüm dahervogenden Menschenmasse umringt, so daß ihm in diesem Augenblicke sogleich seine und der Seinigen Lebensgefahr vor die Seele trat. Er hatte indessen noch so viel Gegenwart des Geistes, daß er einen Offizier, den er nicht kannte, und der sich eben jetzt dicht neben seiner Gattin befand, mit den Worten anredete: „Ich bitte Sie um Gotteswillen, nehmen Sie sich meiner Frau an, damit ich für mein Kind sorgen kann!“ — Der Offizier ergriff auch sogleich die ihm anvertraute Frau; der Mann aber hob in der größten Angst sein Kind in die Höhe und warf es mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft nach dem Ende der Brücke unter die ihm entgegenströmenden Menschen, welche sich noch auf dem festen Boden nach dem Zeughause befanden. Die Menge stand Kopf an Kopf, und das Kind konnte also nicht zur Erde fallen. Gott vertrauend, hatte der Vater sein Kind der Vorsehung übergeben, die ja über Alles waltet. In dem nämlichen Augenblicke war er selbst aber auch von der ihn drängenden Menge niedergeworfen worden, und es stürzten, während er auf der Brücke lag, immer mehrere über ihn her. Er hörte das Angstgeschrei der über ihn Hingestürzten; er selber schrie, so lange es seine Kräfte vermochten. Zwei Frauenzimmer waren auf ihn gefallen und hatten ihn wenigstens vor dem Zerbrechen der Rippen geschützt. Glücklicherweise war auch der Kopf so weit frei geblieben, daß er athmen konnte und nicht Gefahr lief, zu ersticken. Das Angstgeschrei der auf ihm Liegenden hörte endlich auf. Es verwandelte sich in ein dumpfes Röcheln. Dann hörte er die letzten Seufzer der Sterbenden. Ein ähnliches Schicksal erwartend, versank er nun selbst in einen fast gefühllosen Zustand. So mochte er etwa eine halbe Stunde gelegen haben, als er fühlte, daß die auf ihm liegende Last immer leichter wurde. Endlich hob man auch die zunächst auf ihn Gefallenen und dann ihn selbst empor. Wie

ein
steh
wu
ein
noc
hie
—
No
mu
doc
An
Be
der
Er
Ho
die
sch
El
all
sic
Be
—
ab
ein
lei
A
sic
w
w
al
m
ft
ge
S
fü
be
H
bi
u
n
B

ein Trunkener konnte er auf seinen Beinen Anfangs nicht aufrecht stehen. Unbekannte Menschen hielten ihn. Nun kehrte sein Bewußtsein zurück. Er fühlte sich lebendig und unverletzt. Wie ein Wahnsinniger riß er sich nun aber rasch von denen, die ihn noch halten wollten, los, und rannte in seine ziemlich weit von hier entlegene Wohnung zurück. — „Wo sind Frau und Kind?“ — — Beide fehlten! — — Was war aus ihnen geworden? — Nach dem, was er selbst gelitten und Andere leiden gesehen hatte, mußten sie auf der Unglücksbrücke den Tod gefunden haben oder doch tödtlich verletzt sein. Eine unbeschreibliche Angst ergriff ihn. An Rettung und Hülfe war nicht zu denken. Wo sollte er seine Verlorenen auffinden? — Noch gefoltert von allen diesen schaudervollen Vorstellungen und in dieser Lage unfähig, irgend einen Entschluß zu fassen, vernahm er ein großes Geräusch in dem Hause. Das Getöse kam immer näher. „Man wird dir jetzt die Leiche deiner Gattin und deiner Tochter bringen!“ dieser schreckliche Gedanke durchschauerte ihn. Er wagte es nicht, die Thür zu öffnen. Der kalte Fieberschauer der Angst lähmte ihm alle seine Glieder. Die Sinne wollten ihm vergehen. Er konnte sich kaum noch auf den Füßen halten. Da öffnete sich die Thür. Von mehreren Frauenzimmern begleitet und geführt trat herein — seine Gattin, freilich in zerrissenen Kleidern und bleich, — aber unverletzt und gesund. Welch' ein Wiedersehen nach solch' einer schaudervollen Trennung! — Der Offizier, dessen Name leider nicht bekannt geworden ist, hatte sich der seinem Schutz Anvertrauten hochherzig angenommen. Zwar waren auch er und sie von der Menschenfluth niedergeworfen worden; aber der gewandte, kräftige Krieger hatte doch Gelegenheit gefunden, sich wieder aufzurichten, und nun hatte er, mehr sein gegebenes Wort, als die eigene ihn umringende Gefahr achtend, sich rastlos bemüht, seine Schutzbefohlene aus dem Haufen der zu Boden Gestürzten wieder hervorzuziehen. Mit welcher Anstrengung dieses geschehen sein muß, beweist, daß der geretteten Frau dabei die Schnürstiefel von den Füßen gerissen waren, ehe es ihm gelang, sie frei zu machen und aufzurichten. So kam sie nun ohne Fußbekleidung und mit zerfetzten Kleidern wieder zum Stehen. Ihr Retter brachte sie glücklich durch das Getümmel und Gedränge bis zum Zeughause, wo sie von einigen dort stehenden Frauen und Jungfrauen, aus dem gewöhnlichen Bürgerstande, aufgenommen wurde. Der Offizier befand sich selbst in einem solchen Zustande, daß er sich nothwendig sofort entfernen mußte. —

„Mein Gott!“ rief eine der Bürgerfrauen, welcher die Gerettete zugeführt worden war, „wie sehen Sie aus! Gib doch“ — sprach sie zu ihrer Tochter — „der armen Frau geschwinde Dein Halstuch!“ dies geschah sogleich mit Freuden. Jetzt gewahrte die gute Frau, daß die Gerettete auf den bloßen Strümpfen stand. Sogleich zog sie ihre eigenen Schuhe aus und drang so lange in die ihr völlig Unbekannte, bis sie solche, so sehr sie sich auch sträubte, angezogen hatte. Der Einwand, es werde ja der wohlthätigen Helferin selbst schaden, auf dem kalten Pflaster ohne Schuhe zu stehen und zu gehen, wurde von der Bürgerfrau mit der treuherzigen Antwort erwidert: „Ei was, Ihnen ist es doch tausendmal schädlicher, als mir!“

Mehrere Frauen und Töchter hatten sich um die unglückliche Mutter, die in bangen Sorgen schwebte, versammelt. Sie erzählte ihnen mit kurzen Worten, wer sie sei und jammerte um Gatte und Tochter. Man tröstete sie, so gut man konnte, und da man sie nicht allein nach ihrer Wohnung zurückkehren lassen wollte, so beschloffen die anwesenden Frauen und Jungfrauen, sie zu begleiten.

Wie deutlich und ehrenvoll zeigte sich hier der wohlthätige, biedere, mitleidige Sinn des Mittelstandes! Hier äußerte sich die Theilnahme nicht etwa bloß durch schön klingende Worte, sondern durch werktätigen Beistand.

Nach der ersten, freudigen Scene des Wiedersehens des Gatten und der Gattin erwachte nun aber um desto lebendiger und schmerzhafter der Gedanke an die verlorene Tochter. Aber auch diese herzerreißende Angst verwandelte sich wenige Augenblicke darauf in unaussprechliche Freude; denn die Verlorenglaubte wurde unverletzt den Eltern zurückgebracht. Gottes Hand hatte die Kleine beschützt, sie war unbeschädigt durch das Gewühl und Gedränge gekommen. Da sie nun heftig weinte und man sie ganz verlassen fand, brachte man sie vorläufig in das Haus des Kommandanten in Sicherheit, von wo sie, nachdem sie ihre Eltern bezeichnet, ohne Zeitverlust nach deren Wohnung zurückgeführt wurde.

Aus Pfennigen werden Thaler.

„Die da reich werden wollen, fallen in Ver-
suchung“ — sagt die heilige Schrift, und dagegen darf Niemand

Gerettete
— sprach
ein Hals-
ahrte die
en stand.
lange in
sich auch
der wohl-
ster ohne
frau mit
t es doch

nglückliche

Sie er-
merzte um
nte, und
en lassen
ngfrauen,

ohlthätige,
te sich die
rte, son-

ehens des
lebendiger
er. Aber
ze Augen-
erloreng-
ettes Hand
s Gewühl
und man
das Haus
n sie ihre
ng zurück-

in Ver-
f Niemand

etwas einwenden; denn Gotteswort ist wahres Wort. Deshalb ist auch der Geiz mit Recht unter den Menschen als ein großes Laster verschrien; aber Sparsamkeit ist wohl vom Geize zu unterscheiden. Geiz ist — wie gesagt — ein Laster, aber Sparsamkeit ist eine Tugend. Wer's richtig versteht, wird's begreifen. Dem Herausgeber dieses Buches — der überall, wie eine Biene, Honig sucht für seine kleine Welt — ist einmal folgende Geschichte begegnet. Es war die schöne Zeit der Ferien; ich gedachte mich zu erholen von der Arbeit, und Stoff zu sammeln für diese oder jene Erzählung. Da kehrte ich eines Tages in eine Stadt ein, und nachdem ich es mir bequem gemacht hatte, schaute ich neugierig — warum sollte ein Reisender, wie ich, nicht neugierig sein? — zum Fenster hinaus. Dem Gasthose gegenüber lag ein schöner Laden, eine sogenannte Materialien-Handlung. Die Thüre stand nicht stille, so lebhaft war der Verkehr. Es gingen viele Leute aus und ein, und ich fragte den anwesenden Gastwirth: „Das scheint ein sehr besuchter Laden zu sein?“ — „Ei freilich!“ sagte der Wirth, „und das mit Recht; denn die Leute werden gut bedient und erhalten für ihr Geld stets gute Waaren.“ — „Wie heißt denn der Kaufmann?“ fragte ich weiter. — „Er heißt Emmerich,“ antwortete der Wirth, „und wenn Sie genauer mit ihm bekannt werden wollen, so haben Sie diesen Abend Gelegenheit dazu; denn mein ehrenwerther Nachbar kommt jeden Abend, nach abgeschlossenem Geschäfte, auf ein Stündchen herüber, und trinkt sein Schöppchen.“ — „Wenn ich von ihm etwas lernen könnte,“ entgegnete ich mit Lachen, „so wäre mir diese Gelegenheit gewiß willkommen.“ — „Lernen?“ fragte der Wirth mit gedehntem Tone, „lernen?“ — der Herr Emmerich ist ein armer Junge gewesen, und hat seinen Wohlstand nur seinem Fleiße, seiner Umsicht, und natürlich — dem Segen von oben zu danken.“ Ich wurde durch ein solches Lob sogleich für den Herrn Emmerich eingenommen, und beschloß, denselben um jeden Preis kennen zu lernen. Gegen sieben Uhr trat ein einfach schlichter Mann in das Gastzimmer, den mir der Wirth als den Herrn Emmerich bezeichnete. Ich suchte also Gelegenheit, in seine Nähe zu kommen und mit ihm bekannt zu werden. Nachdem ich mich einige Zeit mit ihm unterhalten hatte, fragte er mich nach meinem Namen. Als ich ihm denselben genannt, lächelte er, reichte mir die Hand und sagte: „Ei, Sie sind also der Mann, der die vielen Jugendschriftchen schreibt. Nun, ja, ich habe selbst mit Vergnügen darin gelesen.“

Aber, sagen Sie mir, wo nehmen Sie immer den Stoff zu Ihren Erzählungen her?" — „Größtentheils aus dem wirklichen Leben," antwortete ich, „und ich muß es Ihnen gestehen, daß ich die Hoffnung hege, auch von Ihnen einen Beitrag zu erhalten, der für meine kleinen Leser belehrend sein dürfte. Der Wirth hat mir schon einige Andeutungen gegeben, und daraus müssen Sie meine Zudringlichkeit entschuldigen.“

Herr Emmerich lachte und sprach: „Gewiß, ich will Ihnen meine Geschichte nicht vorenthalten, und wenn Einer oder der Andere daraus etwas lernen wird, so soll's mich freuen.“

„Ich wurde frühe eine vaterlose Waise" — also begann Herr Emmerich, — „und meine gute Mutter befand sich in nicht geringer Verlegenheit; denn wovon sollte sie mich und meine Schwester kleiden und ernähren, da sie auch nicht das geringste Vermögen besaß. Mit dem Vater war auch der Ernährer gestorben. Doch die Mutter suchte nicht Trost bei andern Leuten; sondern bei dem, der ein Vater der Wittwen und Waisen ist, bei dem ewigen Meister aller Welten. Da die Mutter im Nähen und Stricken gut erfahren war, so suchte sie sich dadurch einiges Geld zu verdienen, allein dasselbe reichte nicht hin, uns Alle zu ernähren. Wir sahen deshalb oft unsere gute Mutter in ihrem Kummer weinen, und suchten sie, so gut es gehen wollte, zu trösten. Endlich gab mir der liebe Gott den guten Gedanken ein, daß wir Kinder auch schon etwas verdienen könnten. Wir kannten ja Flieder, Kamillen, die Schlehenblüthe, und wußten, daß diese Blumen in den Apotheken gebraucht werden. Unser Entschluß wurde sogleich ausgeführt, wir sammelten, wie die Bienen, und als ich das erste Geld für einen Korb Fliederblüthen nach Hause brachte, war ich glücklicher, als das Kind der reichsten Eltern. Der Apotheker war ein überaus menschenfreundlicher Mann, erkundigte sich nach meiner Familie, und als er hörte, daß wir keinen Vater mehr hatten, war er noch einmal so gütig.“ „Lieber Kleiner," sagte er eines Tages, „es gibt auch noch andere Kräuter, die wir gebrauchen können, da Du solche aber nicht kennst, so will ich sie Dir zeigen. Bitte Deine gute Mutter, daß Du mich morgen begleiten darfst.“ Freudig eilte ich nach Hause und die Mutter gab gerne die Erlaubniß dazu. Von nun an begleitete ich oft den Apotheker auf seinen Spaziergängen, und er machte mich nach und nach mit den nützlichen Gewächsen bekannt, so daß sich von nun an ein reiches Feld der Erndte für mich eröffnete. Ich hieß von nun an nicht

ande
der
nach
aber
feine
Apo
bind
mach
nun
Ma
ein
liche
der
geäu
Apo
Zeit
trat.
zu r
Har
blief
reich
Luft
hin
meir
Jah
Tag
sofor
stanz
Sch
der
Toch
Da
sagte
besse
habe
Du
ner
herr
Vat
so k

Stoff zu
wirklichen
jen, daß
zu erhal-
te. Der
daraus

U Ihnen
oder der
."

begann
sich in
und meine
geringste
lehrer ge-
Leuten;
saisen ist,
in Nähen
ich einiges
uns Alle
Mutter in
en wollte,
Gedanken
en. Wir

wußten,
Unser
wie die
der blüthen
der reich-
jenfreund-
nd als er
och einmal
"es gibt
, da Du
itte Deine

Freudig
Erlaubniß
auf seinen
den nütz-
ein reiches
t an nicht

anders, als der kleine Kräutersammler. Meine Schwester half der Mutter bei ihren Arbeiten, und ich ging meinem Geschäfte nach. Gott segnete es, und wir kamen glücklich durch. Nun aber werden Sie fragen, was ich im Winter gemacht, wo doch keine Kräuter zu sammeln waren? Auch dafür sorgte der gute Apotheker. Durch seine Vermittelung unterrichtete mich ein Buchbinder, und zeigte mir, wie man die Schächtelchen aus Pappe macht. Der Apotheker lieferte mir das nöthige Material und nun wurden hunderte von Schächtelchen gemacht, die der gute Mann dann reichlich bezahlte. So wuchs ich heran und wurde ein kräftiger Knabe, der nun darauf bedacht sein mußte, ein nützlich Gewerbe zu erlernen. Der Apotheker hatte einen Freund, der eine Materialien-Handlung besaß, und weil ich oft den Wunsch geäußert, die Handlung zu erlernen, so ließ sich der Freund des Apothekers bewegen, mich in die Lehre zu nehmen. Um diese Zeit verlor ich leider meine gute Mutter. Meine Schwester aber war so weit herangewachsen, daß sie bei einer Herrschaft in Dienst trat. Meine Sorge ging nun dahin, meinem Lehrherrn Freunde zu machen und durch Fleiß und Aufmerksamkeit die Materialien-Handlung gründlich zu erlernen. Als die Lehrjahre vorüber waren, blieb ich noch zwei Jahre bei meinem Herrn und erhielt einen reichlichen Lohn, von dem ich etwas ersparen konnte; denn den Lustbarkeiten bin ich nie hold gewesen, und den Vergnügungen bin ich nie nachgelaufen. Nun aber mußte ich auf den Rath meiner Freunde in die Welt, mußte reisen, und diente einige Jahre in einer sehr großartigen Handlung. Da erhielt ich eines Tages einen Brief von meinem frühern Lehrherrn, der mich bat, sofort zu ihm zu kommen. Ich fand ihn leider in einem Zustande, der mich tief betrübe, die linke Seite war durch einen Schlaganfall gelähmt worden. Er bedurfte in seinem Geschäfte der Unterstützung, da er selbst keine Söhne, sondern nur eine Tochter hatte. Ich übernahm die Leitung des ganzen Geschäfts. Da meine Ersparnisse nach und nach herangewachsen waren, so sagte mein Lehrherr eines Tages: Du kannst Dein Geld noch besser anlegen, als in der Sparkasse; ich will Dich als Theilhaber in meinem Geschäft annehmen, und es Dir überlassen, ob Du dasselbe noch erweitern willst. So wurde ich von einem Diener auf einmal Theilnehmer eines guten Geschäfts. Mein Lehrherr wurde mir bald aber noch mehr, er wurde mein zweiter Vater, denn seine Tochter wurde meine liebe Frau. Sehen Sie, so hat mich der gütige Gott weise und liebevoll geführt. An

seinem Segen ist Alles gelegen; allein auch der Mensch soll das Seinige thun. Arbeitsamkeit und Sparsamkeit sind die wahren Quellen eines sichern Wohlstandes."

Ich dankte dem Herrn Emmerich für seine schöne Mittheilung, schrieb dieselbe später für meine kleinen Freunde nieder, und werde mich freuen, wenn dieselbe Einen oder den Andern auch zur Arbeitsamkeit und Sparsamkeit ermahnet; denn aus Pfennigen werden Thaler.

Der König und sein Bruder.

Ein großer König war fast jederzeit traurig. Einst fuhr er in einem Prachtwagen über Land, umgeben von seinem Hofe; unterwegs begegneten ihm zwei Ordensbrüder mit blassen Gesichtern und schlichten Mönchsgewändern. Sobald der König sie erblickte, sprang er aus seinem Wagen, fiel den Brüdern zu Füßen, umarmte und küßte sie. Die Hofleute, solches sehend, wurden im Innern entrüstet, denn sie vermeinten, die Herablassung eines so großen Königs gegen so geringe Menschen zieme sich für die Majestät nicht. Weil aber Keiner so kühn war, seinen Unwillen gegen den König selbst zu äußern, so veranlaßten sie des Königs Bruder, daß er sich darüber auslassen möchte. Dieser that es. Der König entgegnete seinem Bruder, er wolle ihm in Zukunft die Ursache seines Thuns schon anzeigen.

Nun war es Brauch in diesem Lande, wenn Jemand zum Tode verurtheilt war, so schickte ihm der König des Abends zuvor einen Trompeter, welcher vor des Verurtheilten Thür ein Todtenlied blasen mußte, um anzudeuten, daß derselbe den folgenden Tag sterben solle; deshalb nannte man die Musik die Todten-Posaune. Einen solchen Trompeter schickte der König am Abend seinem Bruder vor die Thür.

Als nun der Klang der Todten-Posaune dort erscholl, da ward im Hause nichts gehört, als Heulen und Wimmern von Weib und Kindern und vom Gesinde, die ganze Nacht hindurch.

Sobald der Tag anbrach, ging der Bruder in den königlichen Palast mit Weib und Kindern, Gehör erslehend. Da klagte er sehr über sein trauriges Loos, indem er sich nicht bewußt sei, es verdient zu haben.

Zor
Di
tet,
Bri

mei
ner
wie
dem
aud
Bre
vor
Tot
geb
Ger
dem

fra
wa
heit
wa
auf
Kö
ha
reic
Pr
da
Zie
den
sche
der
als

Der König erwiderte ihm: Fürchtest Du denn des Königs Zorn, der doch Deines Geblüts und Geschlechts ist; erschreckst Du so sehr vor dem Posaunenschall, da Du keines Fehlers Dich schuldig weißt? Warum hast Du es mir denn übel gedeutet, daß ich mich auf dem Wege demüthigte gegen jene zwei Brüder?

Sie klagten mich in Ihrer Einsalt, Armuth und Abtödtung meines Stolzes, meiner Anhänglichkeit an das Irdische und meiner Genußsucht an. Ich fühlte es in jenem Augenblicke tief, wie sehr sie mich an sittlicher Höhe überflügelten, darum verdemüthigte ich mich vor ihnen. Ich dachte an das Gericht, das auch über Könige gehalten wird, als ich jene wahren Jünger der Kreuzeschule erblickte; darum ward ich traurig. Laß uns Beide vor jenem Posaunenschall erschrecken, welcher uns den ewigen Tod verkündet. Dieses nur wollte ich Dir hiermit zu verstehen geben und Dich mahnen, daß Du an den Tod und an das letzte Gericht denken mögest. Denn: Ist der zeitliche Tod wohl mit dem ewigen Tode zu vergleichen?!

Zieten im zweiten schlesischen Kriege. *)

Beim Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges lag Zieten krank darnieder; allein er folgte der Armee, so hinfällig er auch war. Wunderbar, als er auf seinem Posten war, war die Krankheit verschwunden und er war wieder der Alte. Friedrich's Auge war auf Prag gerichtet und in drei Abtheilungen marschirte man auf Böhmens Hauptstadt. Zieten war in der Begleitung des Königs, zog der Elbe entlang und gerieth bald mit der Esterhazy'schen Kavallerie in die hitzigsten Scharmützel. Die Oesterreicher wurden geworfen und nahmen ihren Zug ebenfalls nach Prag. Die Esterhazy'schen Truppen trugen schöne Säbeltaschen; da nun einige dieser Leute gefangen wurden, so hingen sich die Zieten'schen Husaren diesen schönen Schmuck an. Dadurch wurden die andern auch angefeuert, sich solche Säbeltaschen zu verschaffen, und als man vor Prag ankam, trug der größte Theil der Zieten'schen Husaren Esterhazy'sche Säbeltaschen. So hatte also der Krieg glücklich angefangen, wodurch der Muth der

*) Aus „Preußens Helden.“ Von Ph. Jac. Benner. Preis 15 Sgr.

Husaren erhöht wurde. Wir können nun unmöglich alle die siegreichen Gefechte umständlich erzählen, und müssen uns auf die wichtigsten beschränken. Das Städtchen Tabor wurde genommen und vor rückte Zieten, der stets die Avantgarde kommandirte, vor Budweis. Jenseit der Moldau lagen Kroaten, die unaufhörlich ihre Kugeln auf die Preußen sandten. Diesem Ding muß ein Ende gemacht werden! sagte Zieten und sandte einige Husaren an die Moldau, um zum Schein ihre Pferde zu tränken; ihre Aufgabe war aber die, eine Durchsurt zu suchen. Die Kroaten staunten über diese Kühnheit. Als die Durchsurt gefunden war, ließ Zieten einschwenken und folgte den Führern durch die Moldau. In kurzer Zeit saß er den Kroaten auf dem Nacken und richtete eine große Niederlage unter ihnen an. Was nicht niedergehauen wurde, das wurde gefangen genommen. Die Folge davon war, daß die Festung Budweis kapitulirte. Am Tage darauf, am 1. Oktober, wurde durch Zieten das Bergschloß Frauenberg eingenommen. Der König war hoch erfreut über die Tapferkeit seiner Truppen und ernannte Zieten am 3. Oktober zum Generalmajor.

Der Mangel an Lebensmitteln zwang den König, den Rückzug zu befehlen, und Zieten erhielt den Auftrag, die Armee zu decken. Durch die Tollkühnheit eines Husaren kam Zieten mit den Seinen in große Gefahr. Dieser Husar, wuthentbrannt gegen die Oesterreicher, setzte allein durch die Mulde und sprengte gegen den Feind. Zwei Schwadronen folgten diesem Beispiel, ohne Befehl erhalten zu haben und geriethen so in die Gefahr, niedergehauen zu werden. Das konnte der brave Zieten nicht zugeben; war es auch ein toller Streich, so mußte doch geholfen werden. Ungefäumt setzte Zieten mit seinen beiden Husaren-Regimentern durch den Fluß und griff den Feind an. Da marschirten aber 10,000 Oesterreicher aus den verschiedensten Truppentheilen heran, so daß Zieten bedroht war, gänzlich abgeschnitten zu werden. Nur Muth und Besonnenheit rettete ihn und die Seinen; nachdem er ein gräuliches Blutbad unter den Feinden angerichtet hatte, zogen sich diese zurück. Dies geschah bei Bechin. Das Gefecht währte von Mittags bis 9 Uhr Abends. Als die Verwundeten in Tabor sicher untergebracht waren, marschirte Zieten noch in derselben Nacht in das Lager des Königs. Friedrich ging ihm persönlich entgegen und ertheilte ihm die schmeichelhaftesten Lobsprüche. Dann stellte sich der König an die Spitze der siegreichen Truppen und führte sie

selbst die ganze Fronte des Lagers entlang. Die jauchzenden Bivats wollten kein Ende nehmen. Etwa drei Wochen später hatte Zieten einen noch schlimmern Stand. Die Feinde wollten den König von Prag abschneiden, und die vereinigte österreichische und sächsische Armee war in aller Stille über die Elbe gegangen. Zieten hatte nur ein Bataillon Infanterie und drei Schwadronen Husaren bei sich. Dennoch hielt er der Uebermacht des Feindes Stand, obgleich ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde. Fünf Stunden hatte der übermenschliche Kampf gewährt, und den österreichischen Generalen war es unerklärlich, wie ein so kleiner Haufen sich habe behaupten können. Zieten's Name wurde selbst in der feindlichen Armee mit der höchsten Achtung genannt.

Der König zog sich nach Schlessien zurück, seine Feinde wuchsen an Zahl und die Noth wurde immer größer. Im Frühjahr erschien ein feindliches Heer von 20,000 Mann. Friedrich stand bei Neustadt; er mußte den Kampf annehmen; allein er konnte nicht eher angreifen, bis der Markgraf Karl, der bei Jägerndorf stand, sich mit ihm vereinigt haben würde. Wie dem aber die Nachricht geben? Zieten und seine Husaren sollten die Boten sein. Es ging dem alten Zieten nahe, seine Leute so schnurstracks in's Verderben zu führen; denn zwischen Neustadt und Jägerndorf war das feindliche Lager. Lange hatte sich der Alte die Stirne gerieben, endlich sagte er: „Wir sollen nun so müssen wir uns durchschlagen!“ Jedem Husaren wurde die Botschaft an den Markgrafen Karl mitgetheilt, damit, wenn auch nur Einer durchkäme, die Nachricht überbracht würde. Wie aber nun die Sache anfangen? Die Husaren hatten neue Pelze bekommen, ähnlich denen, die die Oesterreicher trugen. Die wurden angezogen, denn darin hatte man noch keine Zietenschen Husaren gesehen. Ferner dienten viele Ungarn unter den Husaren; diese mußten voraus, um sich in ihrer Sprache zu unterhalten. Man sieht, der Zieten war ein Schlaupfop. Nun legte er sich in einen Hinterhalt, wartete die Gelegenheit ab, bis ein österreichisches Regiment vorüber zum Lager zog und schloß sich dann in aller Gemüthlichkeit an. Die Täuschung gelang so gänzlich, daß ein österreichischer Oberst an den General v. Zieten heranritt, ihn begrüßte und sich freute, daß es ihm so wohl ginge. Da rief Zieten: „Es ist ein Oesterreicher, nehmet ihn gefangen!“ Ohne alles Geräusch wurde der Herr Oberst mitgenommen. Da schwenkte das Dragoner-Regiment der

Oesterreicher links ab zum Lager; Zieten's Weg war aber ein anderer. Nun wurden die feindlichen Posten aufmerksam und bald hieß es: „Zieten! Zieten! Preußen! Preußen!“ Zieten gewann einen Vorsprung, während im Lager Alles in Bewegung gerieth und jetzt die Preußen verfolgte. Zieten kam glücklich mit seinen Husaren beim Markgrafen an und hatte unterwegs noch die seltene Freude, einen alten Kameraden vom Rheine zu retten. Zieten's Pferd that nämlich einen gewaltigen Sprung, und als er sich nun nach der Ursache umsah, rief ihm eine bekannte Stimme zu: „Zieten, Zieten, rettet!“ Es war ein gestürzter österreichischer Offizier, der mit Zieten am Rhein gewesen. Zieten war zu edelmüthig, ihn gefangen zu nehmen; er gab vielmehr einem Husaren den Auftrag, dem Gestürzten aufzuhelfen und dafür zu sorgen, daß er in Sicherheit komme.

Der Markgraf empfing den Zieten als einen Freund, und bezeigte ihm die herzlichste Dankbarkeit. Nun wurde der Rückzug angetreten, wobei es ein blutiges Gefecht gab, das aber dem Feinde 1400 Todte und 2 Fahnen kostete. Als das Heer sich am 28. Mai bei Frankenstein mit der Armee Friedrich's vereinigte, mußte der König seine Dankbarkeit nicht besser an den Tag zu legen, als daß er allen Stabsoffizieren des Zieten'schen Regiments den Orden des Verdienstes verlieh und die Truppen reichlich beschenkte. Schon am 4. Juni wurde die Schlacht bei Hohenfriedberg geschlagen und von den Preußen gewonnen. Zieten kommandirte hier das Reserve-Corps und trug nicht wenig zum Siege des Tages bei; denn seine Husaren brachten den österreichischen General Verlichingen als Gefangenen. Die Feinde wurden unablässig verfolgt. Bei Katholisch-Hennersdorf stand Zieten dem Feinde wieder gegenüber. Obgleich die Zahl der Feinde sehr groß war, so griff er sie doch an, schlug sie und machte viele Gefangene. Leider traf ihn hier eine Kugel in die Wade und verwundete ihn dergestalt, daß er vorläufig aushalten mußte. Bekanntlich machte der alte Desfauer bei Kesselsdorf den Schluß des zweiten schlesischen Krieges; denn dieser glorreichen Schlacht (am 15. Dezember) folgte bald der Friede zu Dresden (25. Dezember). Wir können es uns nicht versagen, aus einem Gedichte von W. v. Chappius einige Strophen hier folgen zu lassen, die sich auf den berühmten Zug nach Jägerndorf beziehen:

aber ein
sam und
ieten ge-
bewegung
klich mit
wegs noch
u retten.
und als
Stimme
reichischer
war zu
hr einem
dafür zu

Als Friedrich ihn gen Neustadt schickte
Mit seinem Regiment,
Wie schlau er da den Feind berückte,
Das weiß, wer Zieten kennt.

Dem Markgraf sollt' er Kunde bringen
Von König Friedrich's Heer,
Auf seinen schnellen Abmarsch bringen,
Doch stand der Feind vorquer.

Da ließ Held Zieten die Husaren,
Bekannt in rother Tracht,
In ihre blauen Pelze fahren,
Die nie geseh'n die Schlacht.

Sie waren in dem blauen Kleide
Fast Sylene's Ungarn gleich,
Und trabten frisch durch Flur und Haide
Zum kühnen Reiterstreich.

Ein Oberst naht den Feindeschaaren,
Den Dreimast auf dem Kopf;
Doch weh! die Zieten'schen Husaren,
Die nahmen ihn beim Schopf.

Da ward der Schreckruf: „Zieten! Zieten!“
Im nahen Lager laut,
Schon hört man: „Zum Gewehr!“ gebieten
Und greift nach Loth und Kraut.

Und wüthend stürzte sich die Menge
Auf Zieten's kleine Schaar;
Da focht als Held im Schlachtgedränge
Der Preussische Husar.

Von seines Säbels kräft'gem Schwunge
Ward mancher Sattel leer,
Und fiel auch mancher brave Junge:
Der Feinde fielen mehr.

Und sechtend rückte Zieten weiter,
In Pulverdampf gehüllt;
Da nahten schon des Markgrafs Reiter —
Sein Auftrag war erfüllt.

nd, und
der Rück-
das aber
das Heer
Friedrich's
er an den
ieten'schen
Truppen
hlacht bei
gewonnen.
icht wenig
chten den
en. Die
ch = Hen-
er. Ob-
: sie doch
f ihn hier
t, daß er
alte Des-
esischen
Dezember)
dir können
v. Chap-
h auf den

Die Gemse.

Die Gemse hat die Größe eines Ziegenbocks und ist im Frühjahre weißgrau, im Sommer rothbraun, im Herbst dunkelbraun und im Winter schwarz. Sie hat lange schwarze, gerade Hörner, deren Spitze sich aber plötzlich nach hinten biegt, so daß sie einem Angelhaken gleichen. Auch das Weibchen ist mit solchen Hörnern geschmückt, übrigens jedoch zierlicher und kleiner als das Männchen. Zu ihrem Aufenthalte wählt die Gemse die höchsten Gebirge, die schweizerischen, savoischen, tyrolischen und kärnthener Alpen, die Karpathen, Pyrenäen, Apenninen und den Kaukasus. Hier weiden sie in Rudeln von 5 bis 40 Stück. Aus Furcht vor den unaufhörlichen Nachstellungen der Jäger halten sie sich am Tage in hohen unzugänglichen Klüften und Klippen in der Gegend der Schneegrenze auf. Im Sommer wagen sie sich in den Morgen- und Abendstunden etwas tiefer herab, um die besten und kräftigsten Alpenkräuter aufzusuchen; im Spätherbst und Winter kommen sie noch tiefer in die Wälder und nehmen ihr Lager unter dichten Tannen, welche ihre Zweige dicht über die Erde hin ausbreiten, um gegen Schnee und Wind und gegen den Sturz der Lawinen gesichert zu sein. Sie behelfen sich mit Baummoos, bis die mildere Witterung wiederkehrt.

Sie haben einen feinen Geruch und ein noch schäferes Gesicht. Sie sehen sich nach allen Seiten hin um und wittern umher, ob auch ein Feind in der Nähe sei. In der Regel haben sie, wenn sie bei Tage weiden, eine Schildwache ausgestellt, welche, sobald sie einen Menschen erblickt, ein durchdringendes Pfeifen ausstößt, was alle übrigen als Zeichen zur Flucht kennen. Sie laufen nicht, sondern machen ungeheurere Sätze, oft 21 Fuß weit. Die Klauen ihrer Füße sind unten ausgehöhlt und haben scharfe Ränder, so daß sie auf den steilsten Klippen, wo oft nur für ihre vier Füße Platz ist, mit Sicherheit stehen können.

Die Gemse wirft jährlich 1, selten 2 Junge, welche die Mutter 6 Monate hindurch säugt und mit großer Zärtlichkeit liebt. Sie übt sie im Klettern und Springen, indem sie ihnen den Sprung so lange vormacht, bis sie denselben versuchen. Wird die Mutter getödtet, so weicht das Junge nicht von ihrer Seite und läßt sich ohne Mühe fangen. Ist es jedoch schon ziemlich groß, so entflieht es und wird dann von einer andern Mutter an Kindesstatt angenommen. Die jungen Gemsen lassen

sich zähmen. Sie folgen der Stimme ihres Herrn, wie der treueste Hund, und springen an ihm hinauf. Auch mit Hunden thun sie sehr zutraulich und theilen friedlich das Lager mit ihnen.

Bären und Wölfe, Adler und Alpengeier sind Feinde der Gemsen. Sie holen die Jungen vor den Augen der Alten hinweg und tragen sie hoch in die Lüfte hinauf. Oft werden auch die Alten selbst von dem Adler und Geier angegriffen, wenn sie sich an gefährlichen Orten, an einem Abgrunde befinden. Der Adler umschwirrt und schlägt sie mit seinen Flügeln so lange, daß sie ganz verwirrt werden und sich in die Tiefe hinabstürzen, wohin er ihnen dann nachfliegt und sie erwürgt. Oft werden auch ganze Heerden von den Schneelavinen vergraben.

Der gefährlichste Feind der Gemsen bleibt jedoch der Mensch in Gebirgsländern, der ihnen mit einer Tollkühnheit und Berwegenheit nachstellt, von welcher der Bewohner der Ebene sich keine Vorstellung machen kann. Gerade in dem Gefährlichen dieser Jagd scheint der größte Reiz zu liegen. Ein Gemsenjäger muß gar viele Eigenschaften besitzen, die sich bei den wenigsten Menschen vereinigt finden. Ein starker Körperbau ist das erste Erforderniß, damit er dem fürchterlichen Wetter, der heftigen Kälte und Nässe Trotz bieten, und ohne Nachtheil seiner Gesundheit ganze Nächte unter einem Felsen an den höchsten Berg Rücken zubringen kann. Ferner bedarf er eines ganz schwindelfreien Kopfes, eines scharfen Auges und eines festen Armes zum Schießen. Muth und Kaltblütigkeit in den vielen und mancherlei Gefahren sind ihm unentbehrlich. Nie ermüdende Geduld, Beharrlichkeit und Erfahrung müssen hinzukommen. Endlich muß er einen guten Rücken haben, um den ganzen Tag sein schweres Jagdgewehr und seine Lebensmittel tragen zu können. Seine Rüstung besteht in einem leichten Kleide, stark benägerten Schuhen, woran er Fußseisen schnallen kann, einem Alpenstock, einer tüchtigen Büchse und einem Fernrohr. In der Jagdtasche hat er Brod und Käse, auch wohl ein Fläschchen mit Wein oder Brantwein. So gerüstet, zieht er aus, gewöhnlich ohne Hunde; denn die Jagd mit Hunden ist die seltner, weil die Gemsen dieselben ungemein scheuen und die Jagd auf diese Weise verdorben wird. Zur Abwechslung richtet man auch wohl einmal im Jahre die Gemsenjagd mit Hunden ein. Dann läßt der Jäger den Hund entweder völlig frei nach dem Wilde spüren, oder, was am sichersten ist, er hält den Hund an einem Stricke, bis sich im Schnee oder auf schmalen Bergpfaden eine Fährte zeigt.

Alsdann wird der Hund losgebunden, und da die Gemsen einen starken Wildgeruch von sich geben, so verliert der Hund fast niemals die Fährte. Indeß begibt sich der Jäger entweder auf einen Stand, wo er weiß oder vermuthet, daß die Gemsen hindurchfliehen werden, oder, was noch besser ist, er verfolgt mit den Augen oder mit dem Fernrohre den Hund so lange, bis eine Gemse, auch vielleicht ein ganzes Rudel, aufgehetzt ist, und jetzt erst pflegt der Hund einen hellenden Laut von sich zu geben. Da nun in den Bergen Alles sehr leicht gehört wird, und die Gemsen nicht weit ausreißen, so kann man die ferne Jagd ohne Schwierigkeit mit Augen und Ohren verfolgen. Hat der Hund dann die Gemse ungefähr eine Stunde gejagt, so sucht man ihn abzubringen und zur Ruhe zu bringen, worauf die Gemse, welche man nie aus dem Auge verlieren darf, sich alsbald lagern wird, und, schon etwas ermüdet, ihre Aufmerksamkeit größtentheils fallen läßt, so daß der Jäger sie nun mit Leichtigkeit abschleichen kann, weil sie eben nicht gern wieder aufsteht und weiter flieht.

Zuweilen stellen sich jedoch die Gemsen gegen den Hund zur Wehr, besonders wenn bei dem Rudel keine Jungen sind, oder wenn ein alter Bock zugegen ist. Das Abschleichen der Gemsen ohne Hund kommt aber am häufigsten vor. Die Jäger, am liebsten zwei oder drei zusammen und niemals mehr, gehen meist des Abends vor der Jagd von Hause weg. Die erste Nacht wird in einer untern Alpenhütte zugebracht, welche man immer offen und zur Erwärmung hinreichend mit Holz versehen findet. Früh Morgens am folgenden Tage bricht man auf, und trachtet mit erstem Lichte bei der Stelle zu sein, wo man vermuthet, Gemsen anzutreffen, oder wo ein Luegi ist, das heißt, ein vortheilhafter Standpunkt, meist auf einem Grate, wo von einigen lofen, auf dem Boden aneinander gelehnten Steinen ein Guckloch gemacht worden, hinter welches der Jäger, ohne Gewehr, Bündel und Bergstock, so leicht als möglich auf allen Vieren heranschleicht. Durch sein Fernrohr am Luegi späht er dann nach allen Seiten hin, ob irgendwo sich Gemsen zeigen. Die zurückgebliebenen Freunde wenden kein Auge von ihm; denn sobald er das Wild bemerkt, gibt er ein Zeichen, wo und wie viele Gemsen er wahrgenommen, und sachte kriecht er dann zu den laufenden Gefährten zurück. Jetzt wird berathschlagt, wie das Wild am besten anzugreifen sei. Vor Allem beobachtet man den Wind, und sodann sucht man das einzelne Thier oder das Rudel abzuschleichen, ohne daß eine Witterung des nahenden Feindes zu ihm

gelange. Von Felsenstück zu Felsenstück, oder von Vorsprung zu Vorsprung bis auf Schußweite, wird dieses bewerkstelligt. Jetzt liegt der Jäger oft zu halben Stunden auf dem Bauche wie todt, weil er gesehen hat, daß die Thiere und namentlich die Vorgeiß, welche als Schildwache ausgestellt, gestört, das heißt auf etwas Verdächtiges aufmerksam gemacht worden und von ihrem Lager aufgestanden ist. Auf Händen und Füßen, das Hemd über seine Kleider gezogen, um mit der Schneefarbe zu täuschen, kriecht der Jäger auf glattem Eise hin. Jetzt zieht er seine Schuhe aus, und schleicht geräuschlos über spitze Steine und Felsstücke einige hundert Schritte weit. In der gezwungensten Stellung bleibt er wieder einige Minuten lang still und mißt die Entfernung ab, denn sobald man die Krümmung des Geweihes deutlich mit den Augen unterscheidet, so beträgt die Entfernung von dem Wilde 200 bis 250 Schritt. Endlich ist er hinter eine Felsecke gekommen, die dem Rudel hinreichend nahe ist. In argloser Unbefangenheit schreiten die Gemsen ihm entgegen, sie wittern nichts, der Wind ist dem Jäger entgegen. Mit klopfendem Herzen erkennt dieser, daß er dem Rudel nicht mehr näher kommen könne, ohne es zu verjagen; bedächtig wählt er das größte und fetteste als blutiges Opfer seiner Mühn; er schlägt an, zielt, drückt los, die Kugel fliegt tausend durch die Luft und das getroffene Wild stürzt zu Boden. Fast niemals fehlt der Schuß. Mit unbeschreiblicher Schnelligkeit flieht der aufgeschreckte Trupp davon, zumal wenn er den Jäger erblickt, oder den Pulverdampf riecht; des bloßen Knalles aber achten diese Thiere nicht, weil sie in den Bergen an das Krachen der fallenden Gletscher gewöhnt sind. Uebrigens haben die Gemsen ein zähes Leben, und wenn sie nicht tödtlich, das heißt, in der Brust, im Halse oder im Kopfe verwundet sind, heilen sie wieder schnell. Eine Gemse, deren Hinterfüße ganz lahm geschossen sind, kann oft stundenlange Strecken auf dem Eisfelde noch fortrücken. Einer Gemse wuchs einst der zerschmetterte Fuß am Knie völlig auswärts; drei Jahre nach einander sah sie derselbe Jäger, der sie verwundet hatte, ohne sie schießen zu können, und erst im vierten Jahre wurde sie seine Beute. Am gefährlichsten für den Jäger wird das Verfolgen, wenn die Gemse auf flache und steile Felsen flüchtet und der Jäger nachsteigt. Hier versteigt er sich oft so, daß er weder vor- noch rückwärts kann und froh sein muß, wenn er endlich nach stundenlangem Bemühen sich retten kann. Er muß sich dann öfters Hände und Füße ausschneiden, um durch das klebende,

gerinnende Blut sich besser anhalten zu können. Hat der Jäger endlich eine oder zwei Gemsen erlegt, so fängt die Last und Noth erst an, denn er muß nun mit der schweren Bürde wegsame Gegenden aufsuchen. Zuerst nimmt er den Thieren die Eingeweide aus, bindet die vier Füße zusammen und hängt sie sich quer über die Stirn, so daß der Körper der Thiere über dem Rücken des Jägers hängt. Hinten quer auf der Gemse liegt die Flinte an dem Flintenriemen befestigt. Zuweilen saugt der Jäger auch wohl das warme Blut der Gemse aus; denn dieses soll ein bewährtes Mittel gegen den Schwindel sein. In den Alpenstock sich lehrend, steigt er dann behutsam den Berg herab, und trägt seine Beute nach Hause.

Das Fleisch der Gemsen schmeckt vorzüglich; am besten ist das der Jungen. Die Haut, die durch's Gerben sehr weich und dehnbar wird, verarbeitet man zu Beinkleidern und Handschuhen. Die Hörner, die durch's Poliren eine glänzende Schwärze erhalten, werden als Handgriffe an Stöcken, Regenschirmen u. s. w. gebraucht.

(Aus B. J. Beumer's Naturgeschichte.)

Die ungleichen Kinder Eva's.

Als Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben waren, so mußten sie auf unfruchtbarer Erde sich ein Haus bauen, und im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod essen. Adam hackte das Feld und Eva spann Wolle.

Eva brachte nach und nach viele Kinder zur Welt; die Kinder waren aber ungleich, einige schön, andere häßlich.

Nachdem eine geraume Zeit verlaufen war, sendete Gott einen Engel an die Beiden, und ließ ihnen entbieten, daß er kommen und ihren Haushalt schauen wollte.

Eva, freudig, daß der Herr so gnädig war, säuberte emsig ihr Haus, schmückte es mit Blumen, und streute Binsen auf den Estrich. Dann holte sie ihre Kinder herbei, aber nur die schönen. Sie wusch und badete sie, kämte ihnen die Haare, legte ihnen neugewaschene Hemden an, und ermahnte sie, in der Gegenwart des Herrn sich anständig und züchtig zu betragen. Sie sollten sich vor ihm sittig neigen, die Hand darbieten, und auf seine Fragen bescheiden und verständig antworten. — Die häßlichen Kinder aber sollten sich nicht sehen lassen. Das Eine verbarg

sich unter das Heu, das Andere unter das Dach, das Dritte unter das Stroh, das Vierte in den Ofen, das Fünfte in den Keller, das Sechste unter eine Kufe, das Siebente unter ein Weinsfaß, das Achte unter ihren alten Pelz, das Neunte und Zehnte unter das Tuch, aus denen sie ihnen Kleider zu machen pflegte, und das Elfte und Zwölfte unter das Leder, aus dem sie ihnen die Schuhe zuschnitt.

Eben war sie fertig geworden, als es an die Hausthüre klopfte. Adam blickte durch eine Spalte und sah, daß es der Herr war. Ehrerbietig öffnete er, und der himmlische Vater trat ein.

Da standen die schönen Kinder in der Reihe, neigten sich, boten ihm die Hände dar, und knieten nieder. — Der Herr aber fing an, sie zu segnen, legte auf den Ersten seine Hände, und sprach: „Du sollst ein gewaltiger König werden!“ — Eben so zu dem Zweiten: „Du ein Fürst!“ — zu dem Dritten: „Du ein Graf!“ — zu dem Vierten: „Du ein Ritter!“ — zu dem Fünften: „Du ein Edelmann!“ — zu dem Sechsten: „Du ein Bürger!“ — zu dem Siebenten: „Du ein Kaufmann!“ — zu dem Achten: „Du ein gelehrter Mann!“ — Er ertheilte ihnen also allen seinen reichen Segen.

Als Eva sah, daß der Herr so mild und gnädig war, dachte sie — „ich will meine ungestalteten Kinder herholen, vielleicht, daß er ihnen auch seinen Segen gibt!“ — Sie lief also, und holte sie aus dem Heu, Stroh, Ofen, und wohin sie sonst versteckt waren, hervor. Da kam die ganze grobe, schmutzige, grindige und rußige Schaar hervor.

Der Herr lächelte, betrachtete sie Alle, und sprach: „Auch diese will ich segnen!“ — Er legte auf den Ersten die Hände und sprach zu ihm: „Du sollst werden ein Bauer!“ — zu dem Zweiten: „Du ein Fischer!“ — zu dem Dritten: „Du ein Schmied!“ — zu dem Vierten: „Du ein Lohgerber!“ — zu dem Fünften: „Du ein Weber!“ — zu dem Sechsten: „Du ein Schuhmacher!“ — zu dem Siebenten: „Du ein Schneider!“ — zu dem Achten: „Du ein Töpfer!“ — zu dem Neunten: „Du ein Karrenführer!“ — zu dem Zehnten: „Du ein Schiffer!“ — zu dem Elfsten: „Du ein Bote!“ — zu dem Zwölften: „Du ein Hausknecht Dein Lebenlang!“ —

Als Eva das Alles mit angehört hatte, sagte sie: „Herr, wie theilst Du Deinen Segen so ungleich! Es sind doch Alle meine Kinder, die ich geboren habe: Deine Gnade sollte über

Alle gleich ergehen!“ — Gott aber erwiderte: „Eva, das verstehst Du nicht! Mir gebührt und ist Noth, daß ich die ganze Welt mit Deinen Kindern versehe: wenn sie alle Fürsten und Herren wären, wer sollte Korn bauen, dreschen, mahlen und backen? wer schmieden, weben, zimmern, bauen, graben, schneiden und mähen? Jeder soll seinen Stand vertreten, daß Einer den Andern erhalte, und Alle ernährt werden, wie am Leib die Glieder.“

Da antwortete Eva: „Ach, Herr, vergib, ich war zu rasch, daß ich Dir einredete! Dein göttlicher Wille geschehe auch an meinen Kindern!“

(Gebrüder Grimm.)

Sechs Räthsel.

1. Was für Haare hatte Tobias Hündchen?
2. Wie viele Klattenschwänze sind erforderlich, um den Mond mit der Erde zu verbinden?
3. Leser, ist Dir's wohl bekannt, sprich, wie heißt der größte Fant?
4. Welche Namen, sagt mir fein, bringen wohl am meisten ein?
5. Welche Dinge sind nicht rund?
6. Wie hieß Kain's Frau?

1. Fundehaare. 2. Einer, aber er muß lang genug sein.
3. Elefant. 4. Gimnähme. 5. Hürtinge. 6. Frau Kain.

Antlösung.

das ver=
die ganze
ersten und
hlen und
n, schnei=
daß Einer
Leib die

zu rasch,
geschehe
Brimm.)

en Mond
heißt der
am mehr=

3. 1.
I.

Deutscher
Jugend-Almanach.

Ein
Geschenk für fleißige Kinder

von

Ph. Jac. Reumer.

Neue Folge.

VI. Jahrgang.

Zweite Abtheilung.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite		Seite
Des alten Schulmeisters liebtes Lied	63	Häuslichkeit des Bauernstandes	106
Der Erbschleicher	66	Abraham und der Fremde	107
Der Buchweizen	94	Die drei Missionare unter den Hottentotten	108
Der Herbstabend	96	Wahre Freude	110
Bius der Neunte	97	Gottes Vorsehung	111
Zahlengrößen	100	Der Findling und seine Mutter	115
Des Herren Wege sind wunderbar	101	Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen	118
Spruch für das Leben	102	Die Kunst, jeden Tag glücklich zu sein	121
Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst?	103	Prinz Ludwig von Preußen	122
Die Jungfrau auf dem Turley	104	Räthsel	124

Mit Steinzeichnungen.

Wesel, 1861.

Druck und Verlag von A. Bagel.

Engelmann

D. Lit. 1731

2
5

10. 152. 8.

Des alten Schulmeisters liebstes Lied.

Wie schön leuchtet der Morgenstern!
Hab' doch kein and'res Lied so gern!
Mit Thränen füllt sich jedesmal
Mein Auge, spiel' ich den Choral.
's war damals, als der alte Fritz
Noch stritt um Schlesiens Besitz.
Hier in den Schluchten lag sein Heer,
Der Feind dort auf den Höh'n umher.
Da sah's im Dorf gar übel aus,
Die Scheuern leer, kein Brod im Haus,
Im Stalle weder Pferd noch Kuh
Und vor dem Feind die Furcht dazu. —
So hatt' ich eben eine Nacht
Mit Seufzen und Gebet durchwacht
Und stieg beim ersten Morgengrau'n
Den Thurm hinauf, um auszufchau'n,
Wie's draussen stünd'; 's war still umher,
Und ich sah keine Feinde mehr.
Da zog ich still mein Käcklein ab,
Dem lieben Gott die Ehre gab.
Auf einmal trabt's in's Dorf herein,
Der Himmel woll' uns gnädig sein!
Ein alter Schnauzbart jagt im Trab
Nach meinem Haus; — dort steigt er ab;
Kaum bin ich unten, schreit er: „Lauf,
Schließ' mir geschwind die Kirche auf!“
Ich bat: Bedenkt, 's ist Gottes Gut,
Was man vertraut hat meiner Hut,
Und Kirchenraub bestraft sich schwer. —
Doch er schrie wild: „Was schwefelt er?
Klink aufgeschlossen! sonst soll ihn!“ —
Schon wollt' er seinen Säbel zieh'n.
Da dacht' ich bang an Weib und Kind
Und öffnete die Kirch' geschwind
Und trat dann zagend mit ihm ein;
Mein Weib schlich weinend hinterdrein.

Er ging vorüber dem Altar,
 Hinauf dann, wo die Orgel war;
 Da stand er still. „Gesangbuch her!
 Hier den Choral, den spielet Er,
 Und daß Sie brav die Bälge tritt!
 Marsch! Vorwärts jetzt und zögert nit!“
 Ich fing mit einem Vorspiel an,
 Wie ich's mein Lebetag gethan,
 Da fiel der Alte hitzig ein:
 „Was soll mir das Geklimper sein?
 Hab' ich's denn nicht gesagt dem Herrn:
 Wie schön leuchtet der Morgenstern?“ —
 's ist nur das Vorspiel. — „Dummes Zeug!
 Was spielt Er den Choral nicht gleich?“
 So spielt' ich denn, weil er's befaß,
 Ganz ohne Vorspiel den Choral.
 Der alte Schnauzbart sang das Lied,
 Ich und mein Weib, wir sangen mit. —
 Das Lied war aus; still saß der Mann,
 Ein heißer Strom von Thränen rann
 Ihm über's braune Angesicht,
 Die funkelten wie Demantlicht.
 Dann stand er auf und drückte mir
 Die Hand und sprach: „Da, nehmt das hier!“ —
 Es war ein großes Thalerstück,
 Ich wies das Geld beschämt zurück.
 Er aber rief: „Was soll das, Mann,
 Bei Gott, es klebt kein Blut daran!
 Gebt's an die Armen in dem Ort!“
 Drauf gingen wir zusammen fort,
 Und noch im Gehen sprach er weich:
 Kein Lied kommt diesem Liede gleich.
 Es hat mich in vergang'ner Nacht
 Zum lieben Gott zurückgebracht. —
 's rief gestern Abend der Major
 Vor uns'rer Front: „Freiwill'ge vor!
 's soll ein verlorn' Posten steh'n
 Dem Feinde nah, dort auf den Höh'n.
 Hat Keiner Lust, hat Keiner Muth?“
 Da trieb mir in's Gesicht das Blut:
 Da müßten wir nicht Preußen sein!
 Ich rief's und trat rasch aus den Reih'n.

Drei meiner Söhne folgten mir:
 „Gehst Du, so gehen wir mit Dir.“
 So zogen wir nach jenen Höh'n,
 Um dort die ganze Nacht zu steh'n.
 Es blizte hier, es krachte da,
 Es war der Feind uns oft so nah',
 Daß er uns sicherlich entdeckt,
 Hätt' uns nicht droben der versteckt.
 Ja, Mann, ich hab' so manche Nacht
 Im Feld' gestanden auf der Wacht;
 Doch war mir nie das Herz so schwer, —
 's kam mir von meinen Jüngens her.
 Ihr habt ja Kinder, nun da wißt
 Ihr selbst, was Vaterliebe ist.
 Drum hab' ich auch empor geblickt
 Und ein Gebet zu Gott geschickt;
 Und wie ich noch so still gesleht,
 Da war erhört schon mein Gebet,
 Denn leuchtend ging im Osten fern
 Auf einmal auf der Morgenstern,
 Und mächtig mir im Herzen klang
 Der längst vergess'ne fromme Sang;
 Hätt' gern gesungen gleich das Lied,
 Doch schwieg ich, weil's uns sonst verrieth.
 Zugleich fiel mir noch Manches ein,
 Was anders hätte sollen sein,
 Vor Allem, daß ich dieses Jahr
 Noch nicht im Gotteshause war.
 Das machte mir das Herz so schwer,
 Das war's, das trieb mich zu Euch her.“ —
 Der Alte sprach's, bestieg sein Pferd
 Und machte munter Rechtsumkehrt.
 Seht! drum hab' ich das Lied so gern:
 „Wie schön leuchtet der Morgenstern,
 Und spiel' noch heute jedes Mal
 Ganz ohne Vorspiel den Choral;
 Und wenn ich spiel', sitzt immerdar
 Mir dicht zur Seite der Husar;
 Ich höre seinen kräft'gen Bass,
 Und da — wird mir das Auge naß.

Der Erbschleicher. *)

Vor etwa 50 Jahren ging ein gewisser Georg Keller aus Hamburg mit auf See. Die erste Fahrt, welche er machte, ging nach Canada, jener großen emporblühenden Colonie Englands. Allein schon diese erste Fahrt hat ihm einen gewissen Widerwillen zum Seeleben beigebracht, und er entschloß sich deshalb, in Amerika zu bleiben und sein Glück im Handel zu versuchen. Die Ansiedler in Canada unterhielten nämlich einen Tauschhandel mit den Indianern, und wer diesen recht verstand, dem wurde es ein Leichtes, bald zu großem Vermögen zu gelangen: denn diese Kinder der Natur — die Indianer — gaben für eine Axt, ein Messer, ein Pulverhorn zc. die schönsten Häute erlegter Thiere. Keller war ein umsichtiger Kaufmann, und er brachte es bald dahin, sein Geschäft im Großen betreiben zu können. Er blieb durch diesen Handel auch in Verbindung mit seiner Heimath, obgleich die größte Anzahl Biberhäute nach England ging. Georg Keller wurde bald ein reicher Mann. Dennoch fehlte ihm Vieles! Er kannte das schöne Familienleben nicht, in welchem jede Tugend gedeiht. Er blieb ehelos. Als er das 60. Lebensjahr erreicht hatte, zog er sich vom Handelsplatz der Welt mit etwa 4 Millionen Dollars in das stille Privatleben zurück, kaufte sich am Mississippi ein schönes Landhaus, und wollte hier seine übrigen Lebenstage in Ruhe beschließen. Das läßt sich leicht sagen, aber nicht so leicht ausführen. Er, der thätige Handelsmann, wurde bald darauf ein grämlicher, mürrischer, alter Junggeselle, der, seines Reichthums unerachtet, nie recht froh werden konnte.

Auf diesen Reichthum aber freuten sich drei Erben, zwei mehr, der dritte weniger. Das war so. Keller hatte zwei Vettern und eine Nichte, drei Geschwisterkinder in Deutschland, die seine nächsten Anverwandten waren.

Bernhard Keller war ein reicher Kaufmann in Hamburg. Jede Faser an ihm war Kaufmann; er suchte zu erwerben, um zu besitzen; aber auch, um sich, seiner Frau Adolphine und seinem einzigen Töchterchen Annchen das Leben angenehm und schön zu machen. Gustav Keller, der Sohn eines andern Bruders, war Gutsbesitzer im Mecklenburgischen; ebenfalls ein

*) Nach einer Erzählung von Kleinstenber, welche im Niederheinischen Volkskalender für 1861 enthalten ist. Beumer.

reicher Mann, der aber mit seinen Reichthümern den schmutzigsten Geiz verband. Dann hatte Georg Keller noch eine Schwester gehabt, die war an einen Beamten mit Namen Burgmüller verheirathet gewesen. Aus dieser Ehe war eine einzige Tochter mit Namen Minna übrig, welche einfach und bescheiden in der großen Stadt Hamburg lebte, und durch Nähen und Sticken sich ihren Unterhalt erwarb. Ihre reichen Bettern kümmernten sich nicht um sie, oder ließen ihr doch wenigstens von ihrem Ueberflusse keine Unterstützung zukommen. Diese drei wußten wohl, daß sie einen reichen Onkel in Amerika hatten, und den sie von Gott und Rechtswegen beerben mußten; aber Jeder hatte seine besondere Ansicht dabei. Minna, diese bescheidene, fleißige, schüchterne Jungfrau, hatte oft gedacht: der Onkel könnte dir wohl helfen, aber er weiß gewiß nicht, daß ich oft Mangel leide. Nun, der liebe Gott wird schon helfen, und wenn der Onkel auch meiner vergißt, so will ich doch seiner in meinem Gebete nie vergessen.

Bernhard Keller, der Hamburger Kaufmann, dachte mit Sehnsucht der reichen Erbschaft, und fürchtete nur, daß der Onkel die beiden andern Verwandten in gleicher Weise bedenken würde, wie ihn. Gustav Keller, der Geizhals, gönnte natürlich nur sich die ganze Erbschaft, und der Neid und die Habsucht quälte ihn Tag und Nacht, daß er vielleicht nicht der Alleinerbe sein könnte. Auch peinigte ihn der Gedanke, daß sein Vetter Bernhard in Hamburg vielleicht im Briefwechsel mit dem Onkel stehe. Um sich darüber zu vergewissern, vertraute er sich einem Abenteuerer, der es verstand, auf anderer Leute Kosten ein flottes Leben zu führen. Dieser Schändliche hieß Adamski, war ein geborner Pole, und verstand es, auf alle möglichen Arten sich Geld zu erschwindeln. Er machte den Zwischenträger zwischen Bernhard und Gustav Keller, ohne daß beide seine Ränke durchschauten.

Im Sommer des Jahres 1858 empfing Bernhard Keller folgenden Brief von dem reichen Onkel:

„Gottes Hand ruht schwer auf mir. An Gemüth und Geist schon lange niedergedrückt, ohne Freude, ohne Hoffnung, ohne inneren Frieden, hat mich nun auch noch ein körperliches Leiden befallen und unter Schmerzen seit mehreren Wochen an das Krankenbett gefesselt. Vielleicht ist es Gottes Wille, daß ich bald von dieser Erde scheiden soll. Auch die Aerzte geben mir nur noch wenige Wochen zu leben. Unter solchen Umständen muß ich natürlich daran denken, über mein Vermögen letztwillige Verfügungen

zu treffen. Ich glaube keinen bessern Gebrauch von meinen irdischen Gütern machen zu können, als wenn ich dieselben wohlthätigen Stiftungen, Waisenhäusern, Armentschulen, Krankenhäusern u. s. w. hinterlasse und so mit einem Gott wohlgefälligen Werke aus der Welt gehe. Ich muß auch auf diese Weise nachzuholen suchen, was ich leider schon zu lange während eines eigensüchtigen Lebens verabsäumt habe. Nie dachte ich mitten unter meinen Reichthümern daran, die Armen und Bedürftigen Theil an denselben nehmen zu lassen und mich nur als von Gott eingesetzten Verwalter meiner Güter zu betrachten. — Ich muß dem Höchsten danken, daß er mir noch die Zeit vergönnt, dieses Unrecht, diese Sünde einigermaßen wieder gut zu machen. An den Pforten des Himmels stehend, fühle ich eine so tiefe Reue über mein hartherziges, liebloses Leben, daß ich jetzt noch doppelt so viel Vermögen haben möchte, nur um damit recht vielen Unglücklichen helfen zu können.

Du und Gustav befindet Euch in einer Lage, die durch Vermehrung Eurer Güter nicht wahrhaft glücklicher werden würde. Arbeiten und von seiner Arbeit leben können: das ist der wahre Beruf und das wahre Glück des Mannes. Ich müßte daher fürchten, Euch nur einen schlechten Dienst zu erweisen, wenn ich Euch mit einem Mal in den Besitz eines großen Vermögens setzte. Dies würde Euch doch keinen Segen bringen. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß dasjenige Vermögen, welches über das nothwendige hinausgeht, nichts zu unserm wahren Glück beiträgt, ja daß darin vielmehr noch Gefahr für unsere Tugend, unser himmlisches Heil und unsere Seelenruhe liegt.

Darum bleibe es bei meinem obigen Entschluß. Ich gebe Euch hiervon Nachricht, damit Ihr nicht zu spät in der etwaigen Hoffnung auf eine bedeutende Erbschaft getäuscht werdet.

Diese mit müder Hand geschriebene Nachricht ist wohl die letzte, die von mir an Euch gelangt. Ich gebe Euch die besten Segenswünsche mit auf Eure fernere Lebensbahn. Gedenket auch Ihr in Euren Gebeten des fernen, einsamen und armen Dinkels, daß ihn der Engel des Todes sanft und ruhig erlöse.

Georg Keller.“

Dieser Brief brachte den Kaufmann in die größte Aufregung. Um jeden Preis mußte die Erbschaft gerettet werden, und er entschloß sich, in den ersten Tagen mit der Austria nach Amerika zu fahren. Seine Gattin bat ihn, zu bleiben; da er dies aber verweigerte, so bestand sie darauf, daß sie und ihr Töchterchen

die
und
Ab
sein
lich
zu
Eis
bri
zur
daß
nich
Ab
um
sich

hal
ja
des
ih

übe
troi
ged
und
sch
frie
Erl
ich
lan
ich
mu
übe
sich

mö
ich
mit
Ihr
sent
Wa

die Reise mitmachen dürften. Bernhard gab solches endlich zu, und nun ging es sogleich an's Einpacken. Um diese Zeit kam Adamski in's Haus des Kaufmanns und durchschaute sogleich seine Absicht. Bernhard, der nicht den Verräther in dem schändlichen Polen erkannte, sagte ihm, daß er eine Reise nach Amerika zu machen gedächte. Eine Stunde später saß Adamski auf der Eisenbahn, eilte zu Gustav Keller, um ihm diese Nachricht zu bringen. Der sonst so geizige Landwirth entschloß sich ebenfalls zur Reise nach Amerika und Adamski machte es ihm begreiflich, daß er seiner bedürfen würde, weil er der englischen Sprache nicht mächtig sei; also auch Adamski sollte die Reise mitmachen. Aber teuflische Gedanken gingen in der Seele dieses Schändlichen umher; denn er hatte den Entschluß gefaßt, die Erbschaft für sich in Anspruch zu nehmen, um jeden Preis.

Auch Minna Burgmüller hatte einen Brief vom Onkel erhalten, ähnlichen Inhalts, wie Bernhard Keller; allein sie hatte ja nicht die Mittel, um den Onkel zu besuchen, und mußte sich deshalb damit begnügen, einen recht herzlichen Brief als Antwort ihm zu senden. Dieser Brief lautete:

Hamburg, den 6. Sept. 1858.

„Wie sehr haben Sie mich, lieber Onkel, mit Ihrem Briefe überrascht und erfreut! Er ist mir ein theurer Beweis, daß Sie trotz Ihres langen Schweigens noch der Tochter Ihrer Schwester gedenken. Aber wäre nur auch das, was Sie darin über Sich und Ihre gegenwärtige Lage sagen, weniger betäubend! Wie schmerzt es mich, Sie vereinsamt, voller Kummer und Unzufriedenheit auf dem Krankenlager zu wissen, ohne etwas zu Ihrer Erleichterung und Zerstreuung thun zu können. Wie gern würde ich zu Ihnen eilen, um Sie zu pflegen und Ihnen während der langen Tage und Nächte Gesellschaft zu leisten. Aber daran darf ich nicht denken, denn mir fehlt das Geld zur Reise gänzlich. So muß ich mich denn damit begnügen, Ihnen ein freundliches Wort über den Ocean hinüber zu senden. Mögen Sie es mit Rücksicht aufnehmen.

Daß Sie im frommen Drang des Herzens über Ihr Vermögen zum Besten der leidenden Mitwelt verfügen wollen, kann ich nur billigen. Gott wird mit Wohlgefallen auf dies großmüthige Werk menschlicher Barmherzigkeit herabsehen und wird Ihnen dafür schon hier auf Erden jene selige Ruhe in das Herz senken, die der schönste Lohn des Wohlthuns und eines christlichen Wandels ist.

Ich werde Sie, lieber Onkel, täglich in meine Gebete einschließen, daß Gott Ihre Schmerzen mildere und seine Engel des Friedens an Ihr Lager sende. So leben Sie denn recht wohl, und seien Sie überzeugt, daß das Herz Ihrer Nichte nicht aufhören wird, auch in weiter Ferne voll inniger Theilnahme Ihrem Schicksale zu folgen. Minna Burgmüller."

Bernhard Keller und seine Familie, Gustav Keller und Adamski trafen sich auf der „Austria," die einer so verhängnißvollen Zukunft entgegen fahren sollte. Erzählen wir diese Fahrt, die zu ihrer Zeit alle Zeitungen Europa's und Amerika's in Thätigkeit setzte, etwas genauer.

Der verhängnißvolle Morgen war angebrochen. Ein silbergrauer dünner Nebel lag auf den stillen Fluthen der Elbe, wurde aber von dem aufsteigenden Gestirn des Tages bald aufgefogen. Die Aussicht auf das Hasenbecken wurde wieder frei und gewährte ein unterhaltendes Bild belebten Treibens. Die Matrosen der vor Anker liegenden Schiffe pöchten und hämmerten, ein Liedchen zur Arbeit singend oder den Kameraden auf den zunächst liegenden Schiffen einen Morgengruß in allen Sprachen der Welt zurufend. Die Fischerfahne kehrten reichbeladen mit Beute heim; kaufslustige Händler fuhren ihnen grüßend entgegen.

In großen Haufen lagerten Kisten, Koffer, Schachteln und Nachsäcke am Quai, um in einen kleinen Dampfer geladen und nach der „Austria" gebracht zu werden, die heute des niedern Wasserstandes wegen mehrere Stunden unterhalb der Stadt lag. Viele Reisende, Männer, Frauen und Kinder, von den Angehörigen oder einem Freunde begleitet, harrten am Quai der Abfahrt jenes kleinen Dampfers. Alles drängte rufend, schreiend und suchend durcheinander. Ach! wie manches Auge sollte heute zum letzten Mal in das seiner Verwandten und Freunde schauen, wie mancher Fuß heute zum letzten Mal den theuren heimathlichen Boden berühren, wie manche Hand zum letzten Mal den warmen Druck der Liebe empfinden! Aber wie ahnungslos waren sie Alle! Viele Gesichter sahen heiter, fröhlich und sorglos in das rege Treiben hinein; noch andere spähten voll Ungebuld nach den fernern Masten der „Austria" über die blauen Fluthen hinweg, die sie dem tüdtschen Meere entgegen führen sollten. Manches Auge schien freilich auch verweint und starrte mit verstörtem Ausdruck vor sich hin; manches Herz klopfte heftig in Aufregung und Angst und flehte in der Tiefe den Allmächtigen um eine glückliche Ueberfahrt an. Wie sollte auch der denkende und fromme Mensch

sich einem so gefährvollen Elemente anvertrauen, ohne das Auge bittend zu Gott zu erheben!

Eine Droschke rollte an den Quai heran. Als sie hielt, stiegen Adolphine, Bernhard und Aennchen aus, gefolgt von einem kleinen Wachtelhündchen; ihnen nach wurden Kisten, Koffer und wollene Decken getragen. Adolphine sah sehr bleich und angegriffen aus; Aennchen aber machte ein gar vergnügtes Gesicht, als sie aus dem Wagen gehoben wurde; sie hüpfte munter durch die Menge dahin, mit der rechten Hand die des Vaters haltend, im linken Arm das Hündchen tragend.

Die anwesenden Passagiere der „Austria“ wurden nun in den kleinen Dampfer eingeschifft und nach der „Austria“ gebracht.

Der Platz auf dem Schiffe, welcher der Familie Bernhards angewiesen worden war, gefiel ihr indeß schlecht. Die „Austria“ war so besetzt, daß in der zweiten Kajüte die Passagiere auf dem Fußboden schlafen mußten. Als nun vollends Aennchen etwas unwohl wurde und die ersten Beschwerden der Seekrankheit zu empfinden anfing, bemühte sich Bernhard, einen bessern Platz wenigstens für Adolphine und Aennchen zu finden. Ein Schiffsbeamter wollte ihm für 50 Thaler seine Koje, worin sich zwei Betten befanden, abtreten. Mit Freuden nahm er dies Anerbieten an, und der Familie mangelte es nun weniger an Bequemlichkeit.

Aennchen wurde wieder ganz munter und blieb es auch während der ganzen Reise; sie war so freundlich und artig, daß nicht allein die Eltern, sondern auch noch viele von den Passagieren große Freude an ihr hatten. Sie sang und sprang unaufhörlich den ganzen Tag über; wenn sie des Morgens erwachte, steckte sie den lieblichen Kopf aus der Koje heraus, schaute den Vater so freundlich an und rief zu ihm herunter: „Süßer Papa, gib Aennchen einen Zwieback!“ Bei den Reisebeschwerden, den heimlichen Sorgen und Qualen fanden die Eltern in dem kleinen lieblichen Wesen, das immer um sie war, so fröhlich und geduldig, einen wahrhaften Trost. Wenn sie diesen theuren Schatz ansahen, begegneten sich ihre Blicke, ihre Herzen und Hände vereinigten sich zum Gebet und sie flehten zum Himmel: „O, erhalte uns und unser Kind!“

So wenig auch sonst Bernhards Charakter ein sehr achtungswerther und edler war, so hing er doch mit ganzer Seele an seinem einzigen Kinde; nächst seinen Wünschen nach irdischen Gütern beschäftigte nichts so sehr sein Herz, als das Verlangen, sein Kind glücklich zu machen.

Fast alle Frauen auf dem Schiffe waren bereits seekrank und lagen, in wollene Decken gehüllt, auf dem Deck oder lehnten schwach, mit bleichen Gesichtern, am Bord, um die frische Seeluft zu genießen, die das beste Heilmittel gegen die Seekrankheit sein soll. Adolphine dagegen war fast noch ganz frei geblieben von diesem lästigen Uebel; sie hielt sich munter und that Alles, um ihren Mann, der sehr unwohl war, zu erheitern.

Adamski war natürlich auch unter den Passagieren der „Austria“ und verkehrte viel mit Bernhard und Adolphinen. Er schien so heiter, harmlos und glücklich, daß man glauben konnte, er gehe einem großen Glücke entgegen. Er, der schon oft Seereisen gemacht hatte, wußte die geängstigten Eltern stets zu beruhigen, wenn sich ein kleiner Sturm erhob und die See etwas hoch ging; er wußte sie stets zu trösten, wenn sich die Nachwehen der Seekrankheit gar nicht verlieren wollten.

Noch aber waren Bernhards Blicke denen seines Veters nicht begegnet. Da er nichts von Gustavs Reise wußte, war es auch ganz natürlich, daß er ihn unter den 4—500 Passagieren der „Austria“ während der ersten Tage der Reise noch nicht bemerkt hatte. Endlich, als der Dampfer bei Southampton in England anlegen wollte, um noch mehrere Passagiere aufzunehmen, standen sich plötzlich beide Vettern Auge in Auge gegenüber. Bernhard wollte seinen Augen nicht trauen; er glaubte einen Doppelgänger Gustavs vor sich zu haben. Dieser aber, der ja von Bernhards Anwesenheit auf dem Schiff durch Adamski in Kenntniß gesetzt worden war, schien weniger überrascht und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Ei, was sehe ich! meinen Vetter! Wie kommst Du hierher?“

„Das könnte ich Dich auch fragen,“ entgegnete Bernhard.

„Nun, wie Du vielleicht schon gehört hast, beabsichtige ich, mein Landgut in Mecklenburg zu verkaufen und mich nächstes Jahr in Amerika anzusiedeln.“

„Und ich,“ sprach Bernhard, „mache wie Du eine Geschäftsreise. Ich will mit mehreren amerikanischen Häusern Verbindungen anknüpfen und muß zu diesem Zwecke persönlich mit ihnen verhandeln. Auch meine Frau und mein Töchterchen habe ich mitnehmen müssen, da sie sich nicht von mir trennen wollten. Komm', ich will Dich meiner Frau vorstellen.“

Während die Vettern nach der Koje Adolphinens hinabstiegen, fuhr Bernhard fort: „Daß Du mich aber von Deiner Reise nichts hast wissen lassen, ist sehr unrecht von Dir.“

„Freilich, freilich,“ entgegnete Gustav; „aber ich muß mich mit der Eifertigkeit meiner Abreise entschuldigen. Sie wurde erst gestern beschloffen und ich hatte daher keine Zeit mehr, Dich in Hamburg zu besuchen.“

„Wir könnten ja bei dieser Gelegenheit einen Abstecher zum Onkel machen,“ fiel Bernhard plötzlich ein, indem er einen eigenthümlich lauernden und forschenden Blick auf seinen Vetter heftete.

Dieser aber antwortete ohne die geringste Verlegenheit, kalt und gelassen: „Ja wohl; ich bin es zufrieden. Wenn es meine Geschäfte irgendwie erlauben, werde ich mich Dir anschließen. Es ist nur eine Pflicht der Höflichkeit, die wir mit diesem Besuche erfüllen.“

Während sich dann die Vettern mit Adolphinen unterhielten, kam auch Adamski in die Koje herab, stellte sich aber, als kenne er den Landwirth aus Mecklenburg nicht im Geringsten; und auch dieser begrüßte seinerseits jenen wie einen ganz Fremden, denn sie wollten ja ihr Einverständniß vor den Augen Bernhards verheimlichen und auch nicht einmal den Verdacht eines solchen bei ihm erregen. So hüllte sich denn jeder dieser drei Männer vor dem andern in ein dichtes Gewebe von Lüge und Verstellung und hoffte dadurch glücklich zu seinem Ziele zu gelangen.

Das Leben und Treiben auf der „Austria“ war eigenthümlicher Art. Es war so leichtfertig, so ungebunden, daß es fast unheimlich erscheinen konnte. Wer noch nie auf einem Seeschiffe gewesen war, der konnte sich freilich damit trösten, daß es wohl so sein müßte; wer aber z. B. die Ordnung auf einem englischen Kriegsdampfer kannte, dem mußte Vieles auf der „Austria“ befremdend vorkommen. So wurde z. B. beim Ankerlichten in Southampton ein Matrose über Bord geschleudert und ertrank, und mehrere andere wurden schwer verwundet, weil während des Richtens die Maschine zu früh in Gang gesetzt worden war. Als der Dampfer von dort abgefahren war, wurde am selben Tage die Kanone, welche zu Nothschüssen dient, in das Zwischendeck hinabgelassen. Da Adamski so viel als möglich das, was auf dem Schiffe vorging, beobachtete, um zu lernen, was etwa zu lernen war, so war er auch hier zugegen und erlaubte sich mit einiger Verwunderung die Frage: „Wenn uns aber etwas zustößt, können wir ja keine Nothschüsse thun?“

„Uns passiert nichts!“ war die stolze Antwort des gerade anwesenden See-Offiziers.

Ah! wie bald sollte diese eitle, prahlerische Zuversicht bestraft werden!

Am Montag den 13. September war zum ersten Mal recht schönes Wetter, seit die „Austria“ von Southampton abgefahren war. Das Zwischendeck sollte daher gelüftet und gereinigt werden. Wie es auf Seeschiffen Gebrauch ist, sollte es auch hier durch Theerdämpfe geschehen, die hervorgebracht werden durch einen heißen Eisenstab, welcher in ein Gefäß mit Theer gesteckt wird. Dieser Eisenstab war aber wahrscheinlich zu glühend gewesen und hatte den Theer in Flammen gesetzt. Durch einen unglücklichen Zufall wurde nun bei dem Versuch, den brennenden Theer zu löschen, das Gefäß umgestoßen und im Augenblick ergoß sich eine feurige Fluth in alle Räume des Zwischendecks. Sie zu löschen, machte die heiße Gluth und der erstickende Rauch fast unmöglich. Vielleicht auch hatten die Anwesenden die Geistesgegenwart verloren. Dazu kam noch, daß die Löscheimer an Ketten geschlossen waren und nicht sogleich losgemacht werden konnten. Kurz, in einer Sekunde hatte das wüthende Element einen furchtbaren Umfang gewonnen.

Nach dem Essen, etwa um 2 Uhr, saß Bernhard in seiner Koje, um etwas in seinen Papieren nachzusehen, während Adolphine mit Aennchen in der zweiten Kajüte bei ihren neuen Bekannten war. Auf einmal hörte er über seinem Kopfe auf dem Deck eilige Fußtritte. Er öffnete seine Thür, um nachzusehen, was es gäbe; da drang ihm schon ein dicker Rauch entgegen. Er wollte links den Gang entlang zur zweiten Kajüte hinabsteigen: aber der Rauch war zu dick; auch loderten da schon die Flammen. Nun lief er nach rechts — fand aber die Luke geschlossen. Eine andere Luke sah er indeß noch geöffnet. Aus der Mitte des Vorderdecks schlugen schon die lichten Flammen auf, so daß es ihm kaum gelang, durch die Flammen hindurch das Quarterdeck zu erreichen, wo er Adolphinen mit dem Kinde zu finden hoffte.

Er sah sie aber nicht!

Da begannen für ihn entsetzliche, qualvolle Augenblicke. Er rief durch das Fenster in die Kajüte hinab. Andere Leute waren unten und riefen und baten und flehten, sie doch hinauf zu ziehen; aber Adolphine mit dem Kinde war nicht da.

Verzweiflung faßte ihn, und eben war er im Begriff, durch Rauch und Feuer in die Kajüte zu stürzen, und lieber mit ihnen zu ersticken und zu verbrennen, als sie allein zu lassen. Da ward er erköst von seiner Qual!

Adolphine hatte in ihrer wunderbaren Geistesgegenwart ein Loch unter dem Steuerruder gefunden, hatte das Kind hinaufgehoben und war selbst nachgeklettert!

Jetzt, als er die geliebten Wesen wieder erblickte, bekam Bernhard seine Besinnung wieder; er sah, ob nichts zu thun war. Aber Keiner der Mannschaft des Schiffes war zu sehen; kein Tropfen Wasser wurde zum Löschen verbraucht. Die Eimer waren noch mit Ketten und Schloß fest. Der Kapitain hatte schon seinen Kopf verloren und war in thatenloser Verzweiflung über Bord gesprungen. Der erste Offizier suchte sofort in der Flucht sein Heil; eben so die Anderen.

Ein Rachen hing noch am Quarterdeck. Bernhard versuchte ihn mit Hilfe Anderer loszumachen; sogleich sprangen Leute hinein. Bernhard und die ihm behülflich waren, riefen: „Heraus oder wir können den Rachen nicht losmachen!“ Die Leute gingen heraus, der Rachen wurde frei, schwebte an den Stricken und mußte nun hinabgelassen werden. Bernhard hielt einen Strick und ließ nach. Jetzt sprangen viele Leute hinein. Adolphine, die, das Kind auf dem Arme, neben dem Gatten stand, wollte auch hinein; dieser aber hielt sie davon ab, indem er ihr sagte, sie solle warten, bis der Rachen fast auf dem Wasser wäre; dann solle sie ihm das Kind geben, sich rasch an dem Seile hinablassen; er würde mit dem Kinde schon nachkommen. Zugleich gab er ihr einen dünnen Strick, um ihm denselben nöthigenfalls zuzuworfen. Kaum aber hatte er dies rasch gesagt, so geschah, was er befürchtete. Ein Wahnsinniger, dem das Abgehen des Rachens zu lange währte, schnitt auf der anderen Seite den Strick ab — der Rachen stürzt und schlägt um; die darin befindlichen Personen waren natürlich verloren. Jetzt war an Rettung nicht mehr zu denken!

Als nun Alles verloren schien, nahm Bernhard Aemmen auf den Arm; er und Adolphine hielten sich umschlungen; sie war gefaßt; sie wollten zusammen sterben.

Als sich Bernhard hier einmal umwendete, sah er seinen Vetter Gustav todtentbleich, verstört und zitternd hinter sich stehen und neben demselben Adamski, aber in ruhiger und muthiger Haltung. In diesem furchtbaren Augenblicke, der die Brücke zwischen Leben und Tod bildete, empfanden die beiden Vettern neben ihrer Todesangst auch noch den bitteren giftigen Stachel der Reue über diese thörichte Reise, die sie ja hätten unterlassen können und die sie nur aus unmäßiger, verwerflicher Begierde

nach Geld unternommen hatten. Was hätte Bernhard jetzt darum gegeben, wenn er an seinem Arbeitstisch sitzen geblieben wäre, was Gustav, wenn er seinen Spaten nicht weggeworfen hätte! Sie schauten sich in's Auge und gaben sich dies Mal keine Mühe mehr, ihr Inneres vor einander zu verbergen. Jeder las in dem Gesicht des andern mit Flammenschrift die Worte eingegraben: „O ich Thor! — O diese verhängnißvolle Erbschaft! — Dies vermünschte Geld!“

Adamski rief Gustav mit einer unerschütterlichen Ruhe zu: „Was soll hier das Händeringen! Gedulde Dich nur, Du wirst da unten schon Arbeit für Deine Arme finden! Zieh' indeß Rock und Stiefeln aus, damit Du leichter schwimmen kannst; und dann — hinab! ich werde Dich schon in's Schlepptau nehmen, wenn es noth thut.“

Gustav, der ein feiges Herz hatte, war vor Schreck ganz willenlos geworden. Er ließ sich von Adamski den Rock abziehen und gehorchte ihm fast unwillkürlich, indem er seine Stiefeln von den Füßen zu schleudern suchte. Während er damit beschäftigt war, hob Adamski ganz ruhig dessen abgeworfenen Rock auf und nahm aus der Seite die Brieftasche, in welcher Gustav seinen Reisepaß und sein Reisegeld, in Bankscheinen bestehend, zu tragen pflegte. Dann zog er einen Gummibbeutel heraus, wie man sie oft auf Seereisen mit sich nimmt, um Dinge darin aufzubewahren, die man vor den schädlichen Einwirkungen der Feuchtigkeit sorglich schützen will, welche auf jedem Schiffe herrscht. In diesen Gummibbeutel steckte er Gustavs Brieftasche, band denselben fest zu und schlang ihn sich an einem Strick über die Schulter, nachdem er sich selbst seiner Ueberkleider entledigt hatte. Mit dem ruhigen, kalten Blicke eines Feldherrn, der nach verlornen Schlacht noch nach einem günstigen Ausweg zur Flucht späht, stand dann dieser seltsame Mensch auf dem Deck, von Flammen umloht, und suchte in den Fluthen oder auf dem Deck einen Balken oder ein Brett zu ergreifen, um sich damit das Schwimmen zu erleichtern. Während die Andern nur den einen Gedanken hatten, das Leben zu retten oder einen raschen Tod zu finden, ließ Adamski auch jetzt noch nicht seine unheimlichen Pläne aus dem Auge!

Rehren wir indeß zu Bernhard und Adolphinen zurück.

Er wollte, damit der Tod leichter für ihn würde, Aennchen auf den Arm nehmen und Adolphine sollte seine Schulter fassen; und so sollte es in's Wasser geh'n! Vielleicht waren sie auch noch

durch Schwimmen zu retten. Das arme Aennchen war so still und geduldig; sie wußte und verstand nicht, was vorging.

Sie blieben so lange auf dem Deck, bis die Flammen unter ihnen durch die Seitenfenster schlugen. Bis dahin beteten sie inbrünstig zu Gott, daß er ihren Seelen seinen himmlischen Frieden gebe. Dann also nahm Bernhard Aennchen auf den Arm, ging an das Seil, das noch hinabhing und ließ sich ein Stück an der Wand des Schiffes hinunter; Adolphine stellte sich mit den Füßen auf seine Schultern und ergriff dasselbe Seil.

Das Schiff war noch in Bewegung. Bernhard kam bald auf die Oberfläche des Wassers; Adolphine aber zögerte noch, sich ganz in's Wasser hinabzulassen. Die Wellen von der Schraube des Dampfes schlugen über dem Vater und dem Kinde zusammen. Er wollte nicht ohne seine Frau von dem Seile ablassen, und so wurde er denn mit dem Kinde durch die See geschleift und war mehr unter als über dem Wasser. Er faßte nun Aennchen mit der Rechten und hielt sie hoch, damit die Wellen nicht über ihr Köpfchen gehen sollten. Aber er konnte sie dennoch nicht genug vor dem Untertauchen schützen. Als er zum dritten oder vierten Male wieder aus den Wellen sah, neigte das arme Würmchen schon sein Köpfchen wie eine gebrochene Blume. Welch' ein Stich ging dem Vater durch's Herz!

Da läßt Adolphine eine Hand los, greift nach dem Kinde und faßt es. Der Vater gibt es ihr, da gerade wieder eine starke Welle kommt. Als er wieder auftaucht, greift er nach dem Kinde. Adolphine läßt es ihm auch; aber durch eine Schraubenwelle etwas zur Seite geschleudert, greift er nicht hoch genug, und, ach! sein einziges Kind fällt in das Meer!

Da läßt er das Seil fahren und stürzt dem Kinde nach; auch Adolphine ließ bei diesem entsetzlichen Anblick los und folgte ihnen. Im selben Augenblicke brechen sich zwei Wellen über ihnen und — alle drei werden verschlungen! Bernhard läßt seine Arme sinken und hofft, die Schraube werde ihn ziehen und zermalmen!

Aber ach! seine Frau und sein Kind hat sie genommen, ihn aber reißt der Würgengel fort, um ihn länger zu würgen.

Von der Gewalt der Schraube, die der unglückliche Bernhard fast mit den Händen greifen konnte, von der Heftigkeit, mit der die Schwimmenden hin und her geworfen und geschleudert wurden, kann man sich eine Vorstellung bilden, wenn man hört, daß ein Rachen mit Menschen, der in die Nähe der Schraube

kam, von ihr angezogen und zertrümmert in die Tiefe geschleudert worden ist. Alle Schwimmer, die am Steueruder in die Nähe der Schraube kamen, wurden in den Grund hinabgezogen.

Da schwamm nun Bernhard auf dem weiten Ocean, Zeichen um ihn her; unter ihnen vielleicht auch die seiner Frau und seines Kindes!

Bald flog von 100 Pfund Pulver das Quarterdeck in die Luft und erlöste die wenigen letzten Damen, die händeringend auf dem Steuerhäuschen standen. Die „Austria“ war nur noch ein schwimmender Feuerball. Selbst die Passagiere, die noch an Tauen und Seilen sich an den Schiffswänden hielten, mußten, schon halbverbrannt, nun loslassen und den Tod in den Wellen suchen.

Nach einiger Zeit faßte Bernhard ein Brett und trieb planlos umher. Da erblickte er, nicht weit von sich entfernt, seinen Vetter, wie er eben von Adamski's kräftiger Hand von seinem Brett herab in's Meer gestoßen wurde, mit den Worten: „Platz da für mich!“ Gustav, weniger stark wie Adamski und ein schlechterer Schwimmer, konnte das entrissene Brett nicht wieder gewinnen. „Adamski, nimm mich mit!“ rief Gustav dem davon Schwimmenden in Todesängsten nach. „Du sollst mein ganzes Vermögen haben! rette mich nur!“

Teuflichen Hohn im Gesichte, rief Adamski zurück: „Ich danke sehr; dessen bedarf ich jetzt nicht mehr. Wohl bekomme Dir das Bad! Glückliche Erbschaftsreise!“

Damit schwamm der erbarmungslose Adamski vorwärts und ließ den Unglücklichen, dem Ertrinken nahe, hinter sich.

Bernhard, der diesen empörenden Auftritt mit angesehen hatte, schwamm nun seinem hilflosen Vetter entgegen und zog ihn auf sein eignes Brett herauf.

So schwammen die unglücklichen Vetter eine Zeit lang planlos umher; wurden dann aber einig, mit der Sonne unterzutanken. Bernhard sah dem Tode ruhiger in's Auge als Gustav. Welchen Werth sollte auch das Leben noch für ihn haben, da ihm der Tod seine Frau und sein Töchterchen entrissen hatte?! Und wie sollte er das schreckliche Bewußtsein ertragen, daß er sie selbst in den Tod geführt habe durch seine Geldgier?! Er fühlte, daß unter diesen Umständen das Sterben nicht schwierig und schmerzlich sein würde. Aber Augenblicke sind jetzt gräßlicher und furchtbarer als der Tod! Die Nacht ist am schlimmsten! Nachdem sie

so etwa eine Stunde umhergetrieben waren, rief Gustav: „Ein Segel!“ Zuweilen sahen sie auch wirklich die Spitze eines Mastes.

Das Naturgesetz, nach welchem jedes Wesen sein Leben liebt und es zu erhalten sucht, erwachte auch in Bernhard wieder. Er machte mit seinem Vetter einen Plan, ihre Rettung zu versuchen. Zunächst wollten sie der „Austria“ nachschwimmen, da sich annehmen ließ, daß das vorbeisegelnde Schiff Boote nach dem rauchenden Brack ausschicken würde; dann änderten sie ihre Richtung und schwammen zwischen der „Austria“ und dem Schiffe, um den etwa ausgesendeten Rettungsbooten früher zu begegnen. Zuletzt aber steuerten sie unmittelbar auf das Schiff los.

Nach einer Stunde fing Gustav an zu ermatten und sagte: „Ich kann nicht mehr!“ Bernhard sprach ihm Muth zu; aber Gustav fiel vom Brette ab. Jener ergriff ihn rasch am Arm und schob ihn wieder auf's Brett, das er nun allein voran schob.

Aber auch Bernhard fühlte seine Kräfte schwinden. Er bekam abwechselnd im linken und rechten Bein Wadenkrampf; die Zähne schlotterten ihm.

Nachdem sie im Ganzen fast vier Stunden geschwommen, kamen sie an das Schiff „Maurice“, eine kleine französische Barke. Sie hatten einige Meilen Weges zurückgelegt und waren die Ersten, welche hinauf gezogen wurden. Später aber kamen noch Mehrere, die heraufgezogen, auf dem Decke zusammenstürzten. Gustav wurde ohnmächtig, Bernhard jedoch behielt seine Besinnung. Sie bekamen beide wollene Decken und wurden mit der größten Zuverlässigkeit und Freundlichkeit gepflegt.

Die zehn Matrosen der „Maurice“ setzten die zwei Boote, die das Schiffchen hatte, aus und fuhren bis spät in die Nacht, um die Schiffbrüchigen aufzufischen.

In welchem Zustande kamen die beiden Vettern nach sechs Tagen in Fayal an! Keine Nacht hatten sie geschlafen; während der sechs Tage nichts gegessen; drei Tage lang waren sie ohne Hemd, Strümpfe und Schuhe. Das Wasser spülte aus nassen Wollkleidern über die Füße weg. Sie hatten nichts, den Kopf zu bedecken. Die Hände waren verbrannt und geschunden. An Bernhards linker Hand war aus jedem Finger das Fleisch bis auf die Knochen gerissen, als er am Strick um Adolphine und Aennchen kämpfte.

Auf der Barke lag oder saß der unglückliche Mann in dumpfer, brütender Stimmung Tag und Nacht auf dem Verdeck. Regen, Wind und Sonnenschein ließ er ruhig und gefühllos über

sich ergehen. Wer von den übrigen Geretteten aber gesunde oder wenigstens heile Glieder hatte, suchte unter ein Segeltuch zu kommen, das über den Mast gehängt eine Art Zelt bildete und 30 bis 40 Mann faßte. Wer indeß nur, wie Bernhard, die Ellbogen statt der Hände gebrauchen konnte, fand bloß irgend eine Ecke, aber auf dem Verdeck nur, in der man die Nacht über vor Frost zitterte. Die einzige Kajüte, die das Schiffchen besaß, hatte der Kapitain Renaud aus Nantes, der selbst nicht schlief und auf dem Verdecke blieb, Halbtodten und den fünf Damen, die vom Vorderdeck der „Austria“ gerettet waren, eingeräumt.

Die Herren Offiziere der „Austria“ nahmen auch darin Platz. Dem armen Bernhard war es ganz gleichgültig, wo er war. Am dritten Tage gab ihm ein junger, liebenswürdiger Steuer- mann ein Paar Strümpfe und Schuhe.

Gustav, der weniger verletzt war wie Bernhard, und der nicht den Verlust einer Frau und eines Kindes zu beklagen hatte, befand sich besser wie sein Vetter.

Als Lebensunterhalt bekamen die Geretteten, was der Kapitain vernünftiger Weise nur geben konnte. Morgens 10 Uhr einen Schiffszwieback. An den letzten Tagen, weil guter Wind war und der Proviant auszureichen schien, etwas Branntwein, Nachmittags zwei Kartoffeln, Schiffszwieback und ein Glas Rothwein.

Freitags erblickte man die ersten Inseln von den Azoren. Dort zu landen, gestattete aber der Hafen und der Wind nicht.

Am Sonntag Morgen kamen sie im Hafen von Fayal an. Die Glocken läuteten eben zur Kirche. Sie klangen dahin über das Meer in eigenthümlich ergreifenden, weit verhallenden Tönen. Zum ersten Male erwachte der unglückliche Bernhard wieder aus seinem dumpfen Hinbrüten, ihm wurde wieder weich und weh um's Herz, der Hader und Groll mit dem Geschie wick — er empfand die Wohlthat der Thränen wieder — er konnte weinen.

Adamski, ein gewandter Schwimmer, erreichte jenes schwedische Schiff, welches die meisten von den 60 bis 70 geretteten Passagieren der „Austria“ aufnahm. In seinem Gummibeutel trug er den Raub mit sich und konnte sich also bei seiner Ankunft auf dem Lande die nöthigen Kleider anschaffen. Sein Plan stand fest: er wollte zu dem alten Keller eilen und sich für Gustav Keller ausgeben; dieser, wie auch Bernhard Keller, — so glaubte der Erbschleicher — hatten ja den Tod in den Wellen gefunden. Adamski erreichte die Besizung des alten Millionärs und begrüßte ihn als seinen Onkel. Keller nahm ihn indessen sehr kalt auf,

danke ihm für seinen Besuch, machte ihm aber bemerklich, daß er seiner Dienste nicht bedürfe. Adamski fürchtete schon, seinen Zweck zu verfehlen und trat eines Morgens mit erheuchelter Freundlichkeit zu dem alten Onkel und sprach: „Lieber Onkel, ich muß offen gegen Sie sein, und Ihnen gestehen, daß ich in großer Geldverlegenheit bin. Ich habe einige große Güter in Mecklenburg angekauft; mir sind nun die darauf stehenden Kapitalien gekündigt worden. Aber ich kann sie nicht herbeischaffen, und mir würden ungeheure Verluste daraus entstehen, wenn Sie nicht so gütig wären, mich aus dieser Verlegenheit zu ziehen.“

Georg Keller's Angesicht verfinsterte sich sichtbar bei dieser Eröffnung. „Du konntest wohl die Zeit nicht erwarten, bis ich todt war?“ sagte er kalt und düster. „Ich lebte Dir zu lange; darum willst Du mich schon bei Lebzeiten ein wenig schröpfen oder zur Ader lassen! Du bist auch nur herüber gekommen, um Deinen Onkel zu bereden, Dich vor Deinem Better Bernhard und Deiner Cousine Minna zu bevorzugen. Aber daraus kann nichts werden. Die lieben Verwandten verehren mich nur, weil ich reich bin und ohne nähere Erben sterbe. Wäre ich ein armer Teufel, so würdet Ihr Euch gar nicht um mich kümmern.“

„Aber, theurer Onkel, wie können Sie nur denken — —“ versuchte Adamski den alten Herrn zu unterbrechen.

Aber dieser fuhr hart und streng fort: „Schweige! Ich kenne Euch besser! Indeß, damit Ihr nicht ganz leer ausgeht, habe ich jedem von Euch 50,000 Dollars ausgesetzt. Wie ich über mein übriges Vermögen verfügt habe, weißt Du schon. Willst Du nun diese 50,000 Dollars jetzt schon ausgezahlt haben, so stehen sie Dir zu Gebote. Ich will nicht die Ursache sein, daß Du Dich hier länger aufhältst, als Deine Geschäfte zu Hause erlauben.“

Bei dieser Erklärung fuhr ein Freudenstrahl über Adamski's Gesicht. Aber er suchte seinen inneren Jubel zu bemeistern, um noch mehr zu fordern.

„Könnten es nicht 200,000 Dollars sein, lieber Onkel?“ sagte er mit bittender Stimme. „So viel bedarf ich gerade.“

Eine solche unverschämte Bitte war nur dem Abenteurer möglich, der allen Stolz und alles Ehrgefühl verloren hatte. Wie hätte sich ein Anderer nach solchen harten Vorwürfen zu dieser Bitte verstehen können!

Georg Keller's Augen sprühten bei den letzten Worten des vermeintlichen Neffen Flammen; er war auf das Tiefste verletzt

durch diese elende Frechheit. Zornglühend rief er: „Also, weil Du sie zu gebrauchen vorgibst, soll ich sie Dir geben! Haben nicht hundert Tausende von Armen einen einzigen Dollar noch nöthiger, als Du die 50,000, die ich Dir angeboten! Ist Dir dies nicht genug, kannst Du es nicht gebrauchen: nun gut! ich zwinge Dich durchaus nicht zur Annahme. Ha, Du Undankbarer!“ setzte er nach einer kleinen Pause hinzu; „glaubst Du, ich sei ein Schwachkopf, weil mein Leib so hinfällig ist?! Hüte Dich, mich mit unverschämten Zumuthungen zu belästigen! Ich will meine letzten Tage nicht durch lieblose Bettern vergiften, meine guten Vorsätze nicht durch sie vernichten lassen.“

Adamski erschrak einigermassen über diesen leidenschaftlichen Ausbruch des alten Herrn.

Er fühlte, daß er zu weit gegangen war. Wieder einlenkend, erklärte er, mit 50,000 Dollars sei ihm vorläufig auch schon geholfen.

Der Abenteurer, der die Menschen so gut zu kennen meinte, hatte sich doch in Georg Keller geirrt.

Dieser alte kranke Mann fühlte sich trotz seines Reichthums so elend und unglücklich, daß er Jedermann verachtete oder verpötte, der mit maßloser Begierde diesen eitlen Gütern nachjagte, deren Nichtigkeit er selbst nun so bitter empfinden mußte. Er hatte keine Familie, keinen Freund, an dem sein Herz hing und dessen Liebe er gewiß sein konnte. Sein alter treuer Diener Nero war der einzige Mensch, zu dessen aufrichtiger Ergebenheit er einiges Zutrauen gefaßt hatte. Aber mit ihm war kein Austausch herzlicher Gefühle und höherer Gedanken möglich. Georg Keller mußte sich also in der Welt grenzenlos vereinsamt fühlen. Wer nicht in seiner Jugend die Blüthe wahrer und echter Freundschaft pflegt, der muß ihre süßen Früchte auch im Alter entbehren.

Am andern Morgen ließ sich der Hausherr gar nicht sehen; es war so still in Haus und Garten, als ob sie ausgestorben wären. Adamski fragte den schwarzen Diener Nero: „Wo ist heute Morgen mein Onkel?“

„Massa unwohl sein; in seinen Gemächern aufhalten,“ entgegnete dieser, ohne sich auf eine längere Unterhaltung einzulassen.

Adamski suchte sich nun die Zeit zu verkürzen, indem er durch die Gärten und Pflanzungen schweifete. Er war voll Ungeduld, heute noch seine Pläne mit Erfolg gekrönt zu sehen. Nirgends konnte er Ruhe finden. Gegen Mittag, als er wieder

auf seinen Zimmern war, sah er einen Postboten zu Pferde ankommen und dem schwarzen Diener einen Brief übergeben.

Von diesem Augenblicke an herrschte in dem sonst so stillen Hause eine eigenthümliche Geschäftigkeit und Regsamkeit. Boten gingen und kamen. Dem Abenteuerer wurde dabei ganz sonderbar zu Muth; es mußte nach seiner Meinung hier etwas Geheimes vorgehen, das ihn zu beunruhigen anfing. Gern hätte er den schwarzen Diener hierüber ausgefragt; aber der stand ihm auch nicht Rede. „Nichts wissen, nichts wissen,“ war seine stete kurze Antwort auf Adamski's dringende Fragen. Selbst das Mittagsessen schien heute auf eine spätere Stunde verlegt worden zu sein.

Endlich wurde der Fremde zum Hausherrn hinabgerufen. In der größten Spannung, aber ohne die geringste Verlegenheit zu verrathen, trat Adamski in das Wohnzimmer im untern Stock. Georg Keller saß in seinem Rollstuhle vor einem Tische, auf welchem eine große Menge englischer und amerikanischer Banknoten lagen, in kleine Päckchen abgetheilt, die von weißen Papierstreifen zusammengehalten wurden. Auf diesen Streifen stand der Betrag, den die in einem solchen Päckchen befindlichen Banknoten ausmachten.

Beim Anblick dieser großen Summen hüpfte Adamski's Herz vor Freuden; was ein halbverdursteter Wanderer bei dem Anblick einer kühlen, silberklaren Quelle empfindet, das empfand jetzt der Abenteuerer. Aber äußerlich blieb er ruhig und kalt. „Welche verzweifelten Sprünge würde mein guter Freund Gustav Keller machen, wenn er dieses jetzt mit erlebte. Es ist ein Glück für ihn, daß er todt ist!“ spottete er bei sich, des todtegeglaubten Freundes gedenkend.

Der alte Herr schien sehr schwach und angegriffen zu sein; er hatte den ihm von Adamski gebotenen Gruß nur mit einem Kopfnicken erwiedert.

„Gustav,“ hob er an, „Du sollst jetzt Dein Erbtheil, welches in 50,000 Dollars besteht, ausgezahlt erhalten. Ich habe nur den Friedensrichter unseres Bezirks rufen lassen, um Dir in seiner Gegenwart die Summe einzuhändigen, damit Du später, nach meinem Tode, nicht von Neuem Ansprüche an meinen Nachlaß erhebst.“

„Wie können Sie glauben, lieber Onkel — —.“

„Schweig!“ unterbrach hier der alte Herr den Abenteuerer kalt und streng. „Ich rechne weder auf Deinen Dank, noch auf

Deine Gewissenhaftigkeit. Es soll dies daher nur wie eine reine Geschäftssache zwischen uns verhandelt werden."

Hierauf ergriff er eine vor ihm liegende Klingel und schellte. Nero trat ein. Der Herr befahl ihm, den Friedensrichter herein zu führen.

Nach wenigen Augenblicken erschien dieser. Er war ein hoher, sehr würdig aussehender Mann in schwarzer Amtstracht. Er setzte sich dem Hausherrn gegenüber an den Tisch.

Adamski's Augen wurden von dem auf dem Tische liegenden Papiergelde wie von einem Zauber angezogen. Er konnte sie gar nicht abwenden davon und war so in diesen Anblick vertieft, daß er kaum den Friedensrichter eintreten hörte. Die Hände hätte er über diesen Bäckchen, die große Goldhaufen bedeuteten, ausbreiten mögen, damit sie ihm ja nicht noch entwischten. Die Finger zitterten ihm vor brennender Begierde, zuzugreifen.

"Nur noch eine kleine Förmlichkeit!" hob der Hausherr wieder an; „dann kannst Du das Geld in Empfang nehmen. Hier ist eine Quittung über die 50,000 Dollars; unterzeichne sie zum Beweise des Empfangs mit Deinem Namen."

Adamski stutzte. „Wozu diese Weitläufigkeit noch?" dachte er bei sich. „Halt! da muß ich Gustavs Handschrift nachahmen, sonst entlarvt mich der Alte noch, der dessen Schreibart schon aus den Briefen an ihn kennt."

Er setzte sich und unterzeichnete die Quittung mit fester Hand, indem er dabei Gustavs Schriftzüge, die ihm wohl bekannt waren, nachzunahmen suchte.

Als er die Unterschrift beendet hatte, ergriff der alte Herr das Blatt und schien es einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Als er es wieder bei Seite legte, glitt ein spöttisches Lächeln über seine schmalen Lippen.

„Nun, nimm das Geld an Dich," forderte er den Abenteuerer auf.

Dieser wußte gar nicht, wie ihm geschah. Ein wahrer Freudentaumel kam über ihn, als er ein Bäckchen nach dem andern vom Tische nahm und in seine Taschen schob. Vor seinen Augen schwamm es wie ein goldenes Meer.

Als er nun auch das letzte Bäckchen in seinem Rock geborgen hatte, hob der alte Herr wieder an: „Nun möchte ich Dich aber noch um eine kleine Aufklärung bitten. Da erhielt ich heute Morgen einen Brief aus Fajal. Er ist unterzeichnet von einem gewissen Gustav Keller aus Schmalwitz in Mecklenburg, der mich

Onkel nennt. In diesem Briefe zeigt mir der angebliche Neffe seine bevorstehende Ankunft an, erzählt mir seine wunderbare Lebensrettung von der brennenden „Austria“ und warnt mich dabei eindringlich vor einem abenteuerlichen Betrüger, Namens Adamski, der sich ihm als Reisebegleiter aufgedrängt habe. Dieser Mensch schein eine besondere betrügerische Absicht zu verfolgen; denn er habe ihm auf dem brennenden Deck der „Austria“ die Brieftasche nebst Reisepaß abgenommen und ihn darauf in den Wellen von einem Brett herabgestoßen; auf dem er sich habe retten wollen. Es sei also anzunehmen, daß dieser falsche Freund Vortheil aus allem Diesem ziehen wolle. Ich bin also so glücklich, auf einmal zwei Neffen zu haben, die sich Gustav Keller nennen. Ist nun der Schreiber jenes Briefes der rechte und echte Neffe, oder sind Sie es, mein Herr Gauner?“

Der alte Herr erbehte in zorniger Aufwallung, während er diese Worte mit einem vernichtenden Hohne sprach.

Aber Adamski?! — der wurde todenbleich; sonst so kaltblütig, konnte er doch jetzt eine tiefe Bewegung nicht verbergen; wie vom Blitz getroffen, starrte er mit leblosen Blicken vor sich hin. So nahe seinem Ziele, hatte er diesen vernichtenden Schlag nicht mehr gefürchtet. Aber er war von so starken Nerven, daß er sich doch bald wieder ermannte. Er glaubte, den Schlag noch unschädlich machen zu können, wenn er auf einem hartnäckigen Lügner beharre.

„Wie, Onkel? ich kann Ihre Worte nicht ganz begreifen,“ rief Adamski. „Nicht ich, jener ist der Gauner und Betrüger, der den Brief geschrieben hat. Er muß ein Feind von mir sein, der mich verderben will. Sehen Sie hier meinen richtigen Paß, meine Papiere! Wie können Sie Ihren leiblichen Neffen in Gegenwart Anderer so sehr mit Ihrem Verdachte beschimpfen!“

Das war dem alten Herrn doch wirklich zu viel. Konnte es je einen schamloseren Lügner und Betrüger geben? Georg Keller nahm jene von Adamski unterzeichnete Quittung wieder zur Hand, hob sie in die Höhe und sagte langsam und bestimmt: „Schon diese Unterschrift spricht gegen Sie: dies ist nicht die Unterschrift meines Neffen Gustav! so wahr ich Keller heiße!“

Der Friedensrichter nickte beistimmend mit dem Kopf, da er auch diese Schriftzüge vorher genauer mit denen in Gustavs früheren Briefen an den Onkel verglichen hatte.

Aber Adamski beharrte auf seinem Lügner. „Wie,“ sagte er, „auf diese wenigen Schriftzüge hin brandmarken Sie mich

als Betrüger? Wie veränderlich und wechselnd ist die Handschrift eines Feden! Bedenken Sie, meine Herren, welche Verantwortlichkeit Sie auf sich nehmen, indem Sie die Ehre eines unbescholtenen Menschen antasten!"

"Ich bin meiner Sache gewiß," entgegnete der alte Herr; „ich nehme die Verantwortlichkeit über mich. Es wird Ihnen nicht gelingen, sich durch eine beispiellose Frechheit aus der Schlinge zu ziehen. Herr Friedensrichter, thun Sie Ihre Pflicht."

Dieser erhob sich jetzt und sagte mit feierlicher Stimme: „Ich verhafte Sie im Namen der Republik. Eine gerichtliche Untersuchung wird bald die Wahrheit an den Tag bringen."

Adamski sah, daß ihm das Lügner hier nichts mehr helfen würde. Er schlug daher einen andern Weg ein.

„Mich verhaften?!“ grinste er mit einem teuflischen Ausdruck in den Mienen. „Meine werthen Herren! zum Verhaften gehören bekanntlich immer wenigstens zwei Personen: Einer, der verhaftet, und Einer, der sich verhaften läßt. Hier sehe ich aber keinen, der sich verhaften lassen wird. Ich empfehle mich Ihnen, meine Herren!"

Dabei zog er einen Dolch aus der Rocktasche und zückte ihn hoch aufgerichtet durch die Luft, daß die Sonnenstrahlen von dem blanken Stahle zurückgeworfen wurden. Sein Gesicht nahm einen furchtbaren Ausdruck von Wildheit an. Mit einem Satz stand er an der Thür, ehe sich noch die Herren in der Stube von ihrer Bestürzung über diesen drohenden Widerstand des Abenteurers erholt hatten. Aber vom Friedensrichter waren doch auch für diesen Fall Vorsichtsmaßregeln ergriffen worden. Er hatte vor der Thür zwei seiner Häfcher aufgestellt, die dem Flüchtigen den Weg versperren.

Entkam Adamski erst aus dem Hause, so war nicht mehr daran zu denken, seiner habhaft zu werden. Die dünn bevölkerten Gegenden, die ausgedehnten Wälder und die mangelhafte Polizeiverwaltung Amerika's begünstigen die Flucht oder die Verborgenheit der Verbrecher außerordentlich. Daher herrscht auch in den Vereinigten Staaten selbst eine allgemeine Unsicherheit der Person und des Eigenthums; es werden dort täglich die schwersten Verbrechen mit einer Frechheit verübt, die uns mit Staunen und Schauer zugleich erfüllt.

Dies wußte auch Adamski und rechnete daher mit Sicherheit noch auf ein glückliches Entkommen. Das Geld hatte er ja bereits in der Tasche; sein Zweck war erreicht.



Der Erbschleicher.

ift
rt=
ne=
r;
en
ge
ne:
che
fen
as=
ten
der
ber
en,
ih
em
nen
und
rer
ers
für
vor
den
ehr
fer=
Po-
der=
und
der
sten
und
heit
be=

auf
rich

eine
dien
zur
trof
Frie
Ada

dien
folg
faßt
Da
als
eife
Kni

was

Aug
farb

Du

Ma

heft
Bei
er

steh
lag

Str
Qu
das
dun
zu
un

Aber er hatte sich doch verrechnet. Die außen an der Thür aufgestellten Häfcher versperrten ihm den Ausweg. Der Friedensrichter rief ihnen zu: „Packt ihn, haltet ihn fest, werft ihn nieder!“

Aber Adamski setzte sich mit der Kraft und Entschlossenheit eines Verzweifelten zur Wehre. Während er den einen Gerichtsdiener mit der linken Faust so heftig an die Brust stieß, daß er zur Erde taumelte, versetzte er dem anderen einen so wohlgetroffenen Dolchstoß in die Brust, daß er entseelt niederfiel. Der Friedensrichter eilte jetzt selbst seinen Dienern zur Hülfe. Aber Adamski war mit zwei Sägen zur Thür hinaus.

Er wäre sicher entkommen, wenn jetzt nicht Nero, der Bediente Kellers, den Muth gehabt hätte, ihm auf den Hof zu folgen. Er setzte ihm mit der Behendigkeit einer Tigerkatze nach, faßte ihn beim Genick und riß ihn mit starker Hand zu Boden. Dann versuchte er ihm den Dolch zu entreißen. Obwohl älter als Adamski, war Nero doch stärker. Er legte seine Fäuste wie eiserne Klammern um Adamski's Arme und setzte ihm das rechte Knie auf die Brust.

In diesem Augenblicke mochte der Bösewicht das empfinden, was Gustav empfand, als er durch ihn vom Brette gestossen wurde.

Der Unterliegende schäumte vor Wuth und Schmerz; die Augen traten ihm weit aus den Höhlen hervor, seine Gesichtsfarbe wurde bläulich.

„Laß mich los, schwarzer Teufel,“ stöhnte er; „sonst bist Du ein Kind des Todes!“

„Nix da, ausreißen!“ sagte der Reger; „Du Teufel sein, Massa betrogen!“

Unterdeß raffte sich auch jener Häfcher wieder auf, der den heftigen Faustschlag vor die Brust erhalten hatte. Mit seiner Beihülfe wurde dem Verbrecher nun der Dolch entwunden und er dann selbst an Händen und Füßen geknebelt.

Der Friedensrichter versuchte hierauf jenem Häfcher beizustehen, der den Dolchstoß erhalten hatte. Aber der Unglückliche lag, in das Herz getroffen, bereits entseelt da.

Der alte Herr mußte, auf seinen Stuhl gefesselt, in der Stube den Ausgang dieser Schreckensscenen abwarten. Mit einer Qual, die ihm die Minuten zu Stunden ausdehnte, hörte er nur das Aechzen und Nöcheln des Sterbenden, und das Stöhnen und dumpfe Fallen der Kämpfenden. Endlich trat der Friedensrichter zu ihm hinein und sagte im höchsten Grade erhit: „Der hat uns Mühe und Blut gekostet. Aber nun ist er fest!“

Auch Nero eilte jetzt zu seinem Herrn, um ihn über diesen furchtbaren Auftritt zu beruhigen. „Dieser ruchlose Abenteurer,“ seufzte der alte Keller, „macht mein friedliches Haus zum blutigen Schauplatz eines scheußlichen Verbrechens! Wie tief hat es mich erschüttert! Das wird mein schwindendes Leben noch mehr verkürzen! Und wem danke ich es im Grunde? Bloß meinem Neffen Gustav. Hätte er den Verbrecher nicht so tief in meine Verhältnisse und in unsere Familienangelegenheiten eingeweicht, so wäre es dem letzteren nicht möglich gewesen, dieses Schauspiel eines frechen Betrugs aufzuführen. Das geht aus dem heutigen Briefe meines Neffen genügend hervor. Wahrscheinlich hat Gustav diesen Adamski nur als Helfershelfer gegen mich gebrauchen wollen: aber er ist selbst von ihm betrogen und überlistet worden. Ja dieser Vetter ist mit seinem Geiz eine Zierde unserer Familie,“ setzte der alte Herr bitter hinzu.

Adamski wurde, gebunden wie er war, auf einen herbeigeschafften Karren geladen, um der nächsten Gerichtsbehörde zur Untersuchung und Bestrafung übergeben zu werden. Zuvor aber wurde ihm das Geld erst wieder abgenommen. Zusammengekauert, unbeweglich und schweigend lag er auf dem Stroh des Karren da, nur mitunter warf er einen wüthenden Schlangenblick auf seine Wächter.

Man könnte sich wundern, daß der alte Keller dem Abenteurer das Geld einhändigte, obwohl er um den gespielten Betrug schon wußte. Es verhielt sich damit auf folgende Weise: Sobald Gustav in Fayal an's Land gestiegen war, schrieb er dem Onkel einen Brief, in welchem er ihm seine Schicksale während der Ueberfahrt kurz erzählte, und ihn namentlich vor den Ränken Adamski's warnte, da er gegen diesen einen wohlbegründeten Verdacht gefaßt hatte seit jenem Augenblicke, wo er von ihm in den Wellen des Oceans vom Brett gestossen worden war. Dieser Brief gelangte heute Morgen in des Onkels Hände, hatte also nur einen Tag mehr wie Adamski gebraucht, um diesen Weg hierher zurückzulegen. Um den Betrüger vollständig zu überführen, beschloß nun der Onkel, ihm in Gegenwart des Friedensrichters die 50,000 Dollars einzuhändigen. Diesem Beweise gegenüber konnte nun auch der verschmitzte Betrüger nicht mehr läugnen. Hätte der alte Keller diese Vorsicht nicht gebraucht, so hätte der verschlagene Adamski vor Gericht gewiß noch eine Ausrede gefunden, durch welche er der Bestrafung entgangen wäre. Ueberdies wollte sich Georg Keller durch Adamski's Unterschrift

auf der Quittung noch vollständiger überzeugen, daß er es wirklich nur mit einem falschen Messen zu thun habe.

Darum also hatte er ihm das Geld ausgezahlt, zumal er nicht glaubte, daß die Verhaftung des Abenteurers so schwierig sein würde.

Und nun ist es auch erklärlich, warum sich der alte Herr am Morgen nicht sprechen ließ, warum die Rührigkeit in dem Hause herrschte und Boten aus- und eingingen.

Was hätte nun aber Adamski gethan, wenn die „Austria“ nicht untergegangen wäre? Wie hätte er dann seinen Plan angelegt? Fragt man dies, so ist die Antwort darauf: er hätte die beiden Vettern unter irgend einem Vorwande in einer amerikanischen Stadt aufgehalten, hätte Gustav Keller's Paß heimlich entwendet und wäre den Vettern voraus zum Onkel geeilt, um dasselbe auszuführen, was er nun ausgeführt hat.

Wenn aber Georg Keller schon todt gewesen wäre? Nun, dann hätte Adamski die Gerichte eben so zu täuschen versucht, wie er jenen täuschte.

Ueberdies war dieser Gauner so unerschöpflich in Ränken, daß er auf die eine oder andere Weise in dieser Erbschaftsangelegenheit seinen Vortheil zu finden hoffte.

So also wurden durch Gottes wunderbare Fügungen seine feinen Netze zerrissen und seine gut ausgedachten Pläne durchkreuzt.

Eines großartigen Betrugs überführt und des an dem Gerichtsdiener begangenen Mordes überwiesen, endete Adamski nach Verlauf weniger Monate durch Henkers Hand. Der Galgen war das Halt, welches die ewig wache Gerechtigkeit des Himmels diesem Abenteurer auf seiner verbrecherischen Laufbahn zurief.

Sehen wir uns nun nach den übrigen Erben um. Bernhard Keller wurde von einem heftigen Nervenfieber ergriffen und erlag demselben. Fern der Heimath liegt er am Strande des Meeres begraben. Gustav Keller erhielt auf seinen Brief das erbetene Reisegeld, schaffte sich die nöthige Kleidung an und machte sich dann auf zu seinem Onkel.

Eines Morgens langte er in dem stillen Long-Point an. Nero empfing den Fremden an der Thür des Landhauses.

„Ist Herr Keller, mein Onkel, zu Hause?“ fragte Gustav den schwarzen Diener.

„Schon wieder ein Neffe! aber zu spät kommen!“ antwortete dieser. „Massa schon todt sein vor vier Tagen.“

„Wie, mein Onkel wäre gestorben?“ rief Gustav bestürzt.
 „Es ist nicht möglich! vor acht Tagen lebte er noch!“

„Massa todt!“ wiederholte der Neger trocken. „Mancher heute leben und morgen todt sein.“

Gustav, der mit dem plötzlichen Tode des Onkels seine Hoffnungen vernichtet sah, gerieth in eine Art von Wuth.

„Schwarzer Schurke,“ rief er, „Du lügst. Er lebt noch, er muß noch leben.“

Nero warf dem Fremden einen verächtlichen Blick zu und sagte nur: „Noch so ein Nefse!“

Während dem waren beide in das Wohnzimmer getreten. Gustav warf seine Reisetasche auf den Tisch und durchmaß die Stube mit großen Schritten. Nero stand ruhig harrend an der Thür.

„Konnte der alte Mann nicht noch ein paar Tage leben, bis ich ihn gesprochen hatte?“ rief Gustav aufgebracht. „Dann hatte er noch Zeit genug zum Sterben. Bin ich denn stets auf dieser Reise der genarrte Spielball des Schicksals?“

„Aber, Schwarzer, sage mir, wer ist des Onkels Erbe?“ fragte Gustav gespannt, vor dem Neger stehen bleibend.

„Die ganze Welt,“ brummte er: „Kranke, Waisenkinder, Arme.“

„Und ich, sein Nefse?“ rief Gustav ungeduldig.

„Nix erben, gar nix!“ antwortete der Neger ruhig.

„Hole der Teufel den alten Narren!“ rief Gustav. „Also feinen nächsten Verwandten vergiftet er über dem Lumpengesindel! Behüte Gott Jeden vor einem solchen Onkel! Was soll nun aus mir werden? Fünfhundert Thaler hat mir diese nutzlose Reise schon gekostet — was ich dem Adamski geborgt habe, ist nun auch weggeworfen — bin bald ertrunken — alle Welt hat mich zum Narren — selbst der Onkel mit seinem unzeitigen Sterben! Das war der dümmste Streich, den er mir spielen konnte. Hat dieser alte Schwachkopf gar nicht bedacht, daß es schändlich von ihm ist, seinen Verwandten zu enterben? Nein, es ist zum Rasendwerden! Ich könnte ihn wieder aus der Erde scharren und ihn zwingen, mir sein Geld zu lassen!“

Hier klingelte es heftig in dem Nebenzimmer, das nur durch eine Tapetenwand von der Wohnstube geschieden war. Nero ging mit einem eigenthümlich grinsenden Lächeln hinein. Dann hörte Gustav ein Geräusch, als wenn ein Kollstuhl fortgeschoben würde;

die Thür wurde weit geöffnet und herein schob Nero einen Greis, den alten Keller. — —

Gustav war wie vom Schlage gerührt; zwar kannte er den Greis nicht, aber er hatte doch das Gefühl, daß er hier eine grenzenlose Dummheit begangen habe. „Was soll das geben?“ dachte er. „Steigt der Onkel aus dem Grabe wieder auf?“

„Nun, mein würdiger Nefse,“ begann der alte Herr mit schwacher und zitternder Stimme; „da Du Deinen Onkel so sehr liebst, daß Du ihm im Grabe keine Ruhe lassen und ihn wieder herauscharren möchtest, so komme ich Dir zuvor und erscheine wieder!“

„Wie? Sie mein Onkel, mein theurer Onkel?“ sagte Gustav auf das Höchste verblüfft.

„Ja, der Schwachkopf, der alte Narr, der das Verbrechen begangen hat, Dich nicht zum Erben zu machen, sitzt vor Dir,“ sagte der alte Herr mit beißendem Spott. „Nun, warum freust Du Dich nicht über mein Wiedererscheinen, mein werther Nefse? Nun kannst Du mir ja noch einige Millionen abzwacken.“

„Mein verehrter Onkel!“ — —

„Laß uns kurz sein,“ wurde Gustav von diesem unterbrochen. „Da ich wußte, daß Du zu mir kommen wolltest, und ich die Absicht, die Dich zu mir führte, recht gut kannte, so wußte ich Dich erst einer kleinen Prüfung unterwerfen. Nero mußte Dir sagen, ich sei todt. Hier im Nebenzimmer habe ich nun die Ausbrüche Deiner habgierigen Raserei vernommen; aber nicht einen Laut, der von Liebe zu mir zeugte, habe ich gehört. Du hast die Prüfung sehr schlecht bestanden, mein würdiger Nefse! Du begreifst, daß wir nach dem Vorgefallenen nicht mehr mit einander verkehren können. Ich muß Dich ersuchen, noch heute mein Haus wieder zu verlassen. Auch nicht eine Stunde lang will ich den Hauch einer so schmutzigen Seele um mich dulden. Nero wird Dir das Geld zustellen, welches Du zur Rückkehr nach Europa brauchst — und nun für immer aus meinen Augen!“

Der alte Herr machte hierbei eine Bewegung mit der Hand, in der sich Abscheu und Verachtung aussprachen.

Gustav warf sich seinem Onkel zu Füßen und rief bittend: „Onkel, hören Sie mich!“

„Ich habe genug gehört,“ sagte dieser kalt und gemessen. „Nero, schiebe mich in mein Zimmer zurück.“

Während der Diener diesen Befehl vollzog, versuchte Gustav noch einmal, seines Onkels Herz zu bewegen; aber es war umsonst.

Der enttäuschte Nefte warf sich in Verzweiflung auf das Sopha und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. So bittere Augenblicke, wie er jetzt durchlebte, hatte er noch nie in seinem Leben empfunden. Seine ganze Reise nach Amerika war ja nichts als eine Kette der schmerzlichsten Enttäuschungen, die ihm seine Geldgier bereitet hatte.

Später versuchte er nochmals, den Onkel zu sprechen; aber er fand die Thür seines Zimmers verriegelt.

Hierauf trat Nero in das Wohnzimmer und trug einen Imbiß für Gustav auf. Dieser konnte indessen vor Aufregung nichts genießen. Als ihm nun Nero 200 Dollars übergab, sah Gustav ein, daß er hier nicht länger weilen dürfe und daß jeder Versuch, den Onkel eines Anderen zu überreden, doch vergeblich sein würde.

Bei der Uebergabe jenes Geldes sagte der Neger spottend: „Das Erbschaft sein von Massa.“

Gustav murmelte zwischen den Zähnen: „Schwarzer Teufel,“ und warf einen grimmigen Blick auf den lächelnden Diener.

„Ist es so weit mit mir gekommen,“ dachte Gustav bei sich, „daß sich selbst die Bedientenseele eines Schwarzen über mich lustig machen kann?! Nein, fort von hier! Das kann ich nicht ertragen.“

Und Gustav trat seine Rückreise unverzüglich an. Welche Gefühle er dabei hatte, ist wohl überflüssig zu sagen. Er hatte sich in seinen Hoffnungen nicht nur vollständig getäuscht; er hatte seine Täuschungen auch noch mit vielem Gelde bezahlen müssen. Dieser doppelte Schlag, der seinen Geiz getroffen, hatte indessen gute Folgen. Gustav, der mit Zittern und Zagen das Schiff bestiegen hatte, das ihn nach Hamburg führen sollte, wendete schon während der Ueberfahrt sein Herz zu Gott, den er so lange vergessen hatte. Die Lehren, die er während dieses letzten Moments vom Himmel empfangen hatte, fingen an, in seinem Herzen Wurzel zu fassen. Er kehrte nicht mehr als der Geizhals nach Europa zurück, der er vorher gewesen war.

Die Armen, die Wittwen und Waisen wurden nicht mehr mit harten Worten von dem Hofe in Schmalwitz fortgetrieben; den Arbeitern wurde nichts mehr von ihrem wohlverdienten Lohne abgezogen; die Sammlungen für Abgebrannte und Ueberschwemmte wurden in Schmalwitz immer mit einem Scherflein bedacht: kurz, Gustav war ein Anderer geworden. Er hatte den Geiz aus seinem Herzen getrieben, und das Mitleid, das Erbarmen, die

Liebe zu seinen Mitmenschen daselbst einziehen lassen. Und — nach seinem eigenen Geständniß — fühlt er sich jetzt in seinen bescheidenen Verhältnissen glücklicher, als er es bei all' den Reichtümern des Dinkels geworden sein würde. Er ist voll Dankes gegen Gott, der ihn — wenn auch durch widrige Schicksale — bekehrt und das wahre Glück kennen gelehrt hat.

In Schmalwitz und Umgegend sagt man seit dieser Zeit von einem Geizhalse sprichwörtlich: „Der muß erst einmal nach Amerika, um eine Erbschaft zu holen.“

Der alte Dinkel aber gedachte jetzt an seine Nichte und schrieb ihr folgenden Brief:

„Long-Point, im Oktober.“

Du hast mir, liebe Nichte, mit Deinem herzlichen und liebevollen Briefe eine außerordentliche Freude gemacht. Die Sonnenblicke Deiner Liebe sind erwärmend in die winterliche Kälte meines Herzens gefallen und haben meine letzten Tage mit mildem Strahl verklärt. Und wenn mich etwas dabei geschmerzt hat, so ist es der Gedanke gewesen, daß ich zu spät erkannt habe, wie aufrichtig Du mir zugethan bist. Ich stand allein und ungeliebt in der Welt: Du bist das einzige Wesen, das mir eine so uneigennützigte Ergebenheit bewährt hat. Und ich Thor! Erst vor meinem nahen Tode erkenne ich diese holde Blüthe der Freundschaft, die mein Glück hätte machen können. Nur um Eines bitte ich Dich noch: vergib, daß ich Dich so lange verkannt und vernachlässigt habe. Aber ich haßte das ganze Frauengeschlecht. In meinen jungen Tagen hatte mich eine Deines Geschlechts auf eine unerhörte Art betrogen; seitdem empfand ich eine tiefe Abneigung gegen das ganze Geschlecht. Aber ich hätte diese Abneigung nicht auch auf Dich übertragen sollen! Du bist ja rein und treu wie Gold.

Empfange nun auch einen Beweis meiner Liebe und Achtung.

Jedem Deiner beiden Vettern und Dir selbst hatte ich 50,000 Dollars ausgesetzt. Da der eine aber gestorben ist und der andere sich meiner Liebe durchaus unwürdig gezeigt hat, so lege ich deren Erbtheil auch noch zu dem Deinen, so daß Du im Ganzen 150,000 Dollars erhältst. Ich weiß, Du wirst einen guten Gebrauch davon machen; sie werden Dir und Andern zum wahren Glück dienen.

Mein Auge ist schwach, meine Hand müde. Habe Dank für Deine Zärtlichkeit und Sorge um mich. Gott segne Dich

dafür. Bete für das Seelenheil Deines Dinkels, dessen Stunden gezählt sind.

Georg Keller.“

Als Minna diese Zeilen gelesen hatte, rollten ihr Thränen auf die Wangen nieder. „Der arme Dinkel, der gute Dinkel!“ seufzte sie; „wie freue ich mich, daß ich ihm wenigstens noch einen Augenblick seines freudlosen Lebens versüßt habe!“

Dann fiel ihr Auge auf den in den Brief eingeschlossenen Wechsel. Auf dieses Papier zahlt der Kaufmann N... in Hamburg mir 150,000 Dollars aus! „Wie ist es möglich? Was soll ich mit dem vielen Gelde anfangen?!“ rief sie aus.

Aber Minna Burgmüller wußte die Zinsen dieses Geldes recht gut zu verwenden. Sie ist gegenwärtig eine der wohlthätigsten und freigebigsten Damen in Hamburg; Unglück und Bedrängniß gehen niemals unbefenkt und ohne Trost aus ihrem Hause.

Zwar hat sie ihr kleines Stübchen am Wall aufgegeben und eine bessere und größere Wohnung in der Stadt bezogen; zwar arbeitet sie nicht mehr so angestrengt und für Geld; zwar hat sie nun viele vornehme Freundinnen und geht manchen Nachmittag spazieren, besucht manchen Abend glänzende Gesellschaften: aber im Ganzen ist sie doch ein einfaches, anspruchsloses Mädchen geblieben, das sich ihres Vermögens nur erfreut, weil es Andere daran mit Theil nehmen lassen kann.

Selbst ihr Better Gustav besucht sie mitunter, wenn er einmal von Schmalwitz nach Hamburg kommt, und sieht ohne Neid auf Minna's Glück.

So endet also diese Geschichte: die da den irdischen Gütern nachjagten, ernteten nur Unglück und Unsegen; die aber genügsam und fromm war, der fiel es von selbst zu. — Das sind die Fügungen Gottes. —

Der Buchweizen.

Oft, wenn man nach einem Gewitter an einem Acker vorübergeht, auf welchem Buchweizen wächst, sieht man, daß er ganz schwarz geworden und abgefengt ist. Es ist gerade, als ob eine Feuerflamme über denselben hingefahren wäre, und der Landmann sagt dann: „Das hat er vom Blitze bekommen!“

Aber warum bekam er das?

Ich werde erzählen, was der Sperling mir gesagt hat, und der Sperling hat es von einem alten Weidenbaume gehört, welcher bei einem Buchweizenfelde stand und noch steht. Er ist so ein ehrwürdiger, großer Weidenbaum, aber verkrüppelt und alt; er ist mitten durchgeborsten, und es wachsen Gras und Brombeerranken aus der Spalte hervor; der Baum neigt sich vorn über und die Zweige hängen auf die Erde herunter, gerade als ob sie ein langes grünes Haar bildeten.

Auf allen Feldern rings umher wuchs Getreide, nicht bloß Roggen und Gerste, sondern auch Hafer, ja, der herrliche Hafer, der, wenn er reif ist, gerade wie eine Menge kleiner gelber Kanarienvögel auf einem Zweige aussieht. Das Getreide stand so gesegnet, und je reicher die Aehre war, desto tiefer neigte sie sich in frommer Demuth. Aber da war auch ein Feld mit Buchweizen, und dieses Feld lag dem alten Weidenbaume gerade gegenüber. Der Buchweizen neigt sich durchaus nicht, wie das übrige Getreide, sondern prangte stolz und steif.

„Ich bin wohl so reich wie die Kornähre,“ sagte er; „überdies bin ich weit hübscher; meine Blüthen sind schön, wie die Blüthen des Apfelbaumes; es ist eine Freude, auf mich und die Meinigen zu blicken! Kennst du etwas Prächtigeres, als uns, du alter Weidenbaum?“

Und der Weidenbaum nickte mit dem Kopfe, gerade, als ob er damit sagen wolle: „Ja, das thue ich freilich!“

Aber der Buchweizen spreizte sich aus lauter Hochmuth und sagte: „Der dumme Baum! Er ist so alt, daß ihm Gras im Leibe wächst!“

Nun zog ein schrecklich böses Wetter auf; alle Feldblumen falteten ihre Blätter zusammen oder neigten ihre kleinen Köpfe herab, während der Sturm über sie dahin fuhr; aber der Buchweizen prangte in seinem Stolze.

„Neige dein Haupt, wie wir!“ sagten die Blumen.

Das brauche ich durchaus nicht! erwiderte der Buchweizen. Es kommt des Sturmes Engel geflogen! Er hat Schwingen, die reichen oben von den Wolken bis gerade herunter zur Erde, und er schlägt dich mitten durch, bevor du bitten kannst, dir gnädig zu sein!

Ich aber will mich nicht beugen! sagte der Buchweizen.

„Schließe deine Blumen und neige deine Blätter!“ sagte der alte Weidenbaum. „Sieh' nicht zum Blitze empor, wenn die Wolke berstet; selbst die Menschen dürfen das nicht, denn im

Blitze kann man in Gottes Himmel hineinschauen, aber dieser Anblick vermag selbst die Menschen zu blenden, was würde aber nicht uns, den Gewächsen der Erde, geschehen, wenn wir es wagten, die wir doch weit geringer sind!"

"Weit geringer!" sagte der Buchweizen. "Nun will ich gerade in Gottes Himmel hineinschauen!" — Und er that es in seinem Uebermuth und Stolz. Es war, als ob die ganze Welt in Flammen stände, so blitzte es.

Als das böse Wetter später vorbei war, standen die Blumen und das Getreide in der stillen, reinen Luft ganz erfrischt vom Regen; aber der Buchweizen war vom Blitze kohlschwarz gebrannt; er war nun ein todttes Unkraut auf dem Felde. Und der alte Weidenbaum bewegte seine Zweige im Winde, und es fielen große Wassertropfen von den grünen Blättern, gerade als ob der Baum weine.

Da fragten die Sperlinge: "Weshalb weinst du? Hier ist es ja so gesegnet! Sieh', wie die Sonne scheint; sieh', wie die Wolken ziehen! Athmest du nicht den Duft von Blumen und Büschen? Weshalb weinst du alter Weidenbaum?"

Und der Weidenbaum erzählte vom Stolze des Buchweizens, von seinem Uebermuth und der Strafe, die diesem immer folgt.

Ich, der ich diese Geschichte erzähle, habe sie von den Sperlingen gehört! — Sie erzählten es mir eines Abends, als ich sie um ein Märchen bat. (Anderjen.)

Der Herbstabend.

Walter, der Sohn des Försters zu Tiefengrund, kam aus der benachbarten Stadt, wo er die Schule besuchte, um die Michaelisferien bei seinen Eltern zuzubringen. Er hatte früh Morgens die Stadt verlassen und war den Tag über rüstig zugehritten. Jetzt näherte er sich dem Ziele seiner Reise, und wie eine freundliche Vorbedeutung führte ihn der schönste Herbstabend in seine Heimath ein. Der Himmel, welcher den Tag über mit jenen dünnen flockigen Gewölke bedeckt gewesen war, das wohl Jeder in dieser Jahreszeit kennt, fing allmählig an, sich aufzuheitern. Von Westen her rollte sich das Gewölk wie ein Vorhang allmählig auf, und ließ das wunderbar leuchtende Blau der Tiefe über uns sehen. Jetzt näherte sich sein Rand dem Orte der Sonne, er

wurde immer glänzender, noch einige Minuten, und das Gestirn des Tages stand unverhüllt im Aether da. Aber es war schon nicht fern mehr von der Erde, zwischen ihm und dieser lag bereits das goldene Lichtmeer, in welchem die Sonne bei heiterm Himmel aus unserem Gesichtskreise verschwindet, und immer röthlicher wurde der verklärende Glanz, der die Gegenstände umher erhellte. Walter stand und blickte still entzückt um sich her. Vor ihm spiegelte sich, wenn er nach Abend sah, das Licht des Himmels in einem langen, glänzenden Streifen von den Spinnweben zurück, die jene Stoppelfelder bedeckten. Zur Rechten waren Landleute beschäftigt, das Grummet von der Wiese nach Hause zu bringen, und ein Knabe trieb die Kühe, die er zwischen den darauf lagernden Schobern gehütet hatte, nun singend heimwärts. Neben der Wiese streckt sich ein Ackerland hin, das der Pflüger, der die braunen Furchen den Tag lang darüber gezogen hatte, jetzt mit den müden Rossen verließ, auf deren einem er pfeifend saß. Weiterhin war ein Feld, wo man Kartoffeln aufgegraben hatte. Noch suchten einige Kinder und Frauen emsig in der ausgewählten Erde; aber schon fuhren die Männer die hohen Säcke von dannen, und zum letzten Male flammte das Feuer auf, das sie von den trockenen Stengeln unterhalten hatten. Schöner noch war der Wald, der sich zu des Wanderers Linken hinstreckte; das Gelb und Roth und Braune seiner Blätter, gemischt mit einzelnen grünen Stellen, schimmerte immer glühender, je mehr sich die Sonne dem Augenblicke ihres Unterganges näherte. Aber am schönsten erschien Walter jene Thurmspitze mit dem Kreuze, die jetzt der letzte Strahl des scheidenden Lichtes röthete: denn dort war sein väterliches Dach, dort winkte ihm Liebe und Freude!

(Falkmann.)

Pius der Neunte.

„Undank ist der Welt Lohn,“ sagt ein Sprüchwort. Wie wahr dieses Wort ist, hat der jetzige Papst Pius IX. in vollem Maße erfahren. Genießt der Papst, als der Stellvertreter Christi auf Erden, in der ganzen katholischen Christenheit hohes Ansehen: so sollte man glauben, daß gerade das Volk, welches unmittelbar in seiner Nähe lebt und dem es auch als seinem weltlichen Oberherrn zu gehorchen hat, ihm in Achtung, Liebe und Ehrfurcht ergeben sei. Dem ist aber nicht so, wie der Leser so gleich erfahren soll.

Papst Pius IX. ist ein Sohn eines verarmten Grafen Mastai-Ferretti, und wurde 1792 am 13. Mai zu Sinigaglia geboren. In der heiligen Taufe empfing er die Namen Giovanni Maria. Als der Knabe heranwuchs, besuchte er das berühmte Gymnasium in Volterra und zeichnete sich durch Fleiß und ein streng sittliches Betragen aus; auch machte er in den Wissenschaften sehr gute Fortschritte. Giovanni hatte in Rom einen Oheim, der ihn in sein Haus aufnahm, und wo er Gelegenheit fand, weitere Studien zu machen. Nun gelangte er endlich in das Alter, wo er sich für einen Lebensberuf entscheiden sollte, und er entschloß sich, in die Garde des Papstes zu treten. Leider aber litt er bisweilen an der Epilepsie, und aus diesem Grunde wollte sein Vater ihm nicht die Einwilligung geben. Später lernte Giovanni eine schöne junge Römerin kennen, und weil er sie wirklich liebte, so bot er ihr seine Hand an. Da die Römerin aber sehr reich war, so schlug sie stolz jenes Anerbieten aus. Um diese Zeit hatte Giovanni Gelegenheit, mit dem damaligen Papst Pius VII. bekannt zu werden, und dies trug wahrscheinlich dazu bei, daß er den Entschluß faßte, in den geistlichen Stand zu treten. Nachdem Giovanni die Priesterwürde empfangen hatte, widmete er sich mit aller seiner Kraft diesem heiligen Beruf: er wurde nicht nur ein Lehrer des Volkes, sondern auch ein Helfer der Armen und ein Tröster der Kranken. Pius VII. ernannte ihn bald zum Vorsteher des Waisenhauses, und um seinen Pflegebefohlenen immer nahe zu sein, bezog er die schlechten inneren Räume der Anstalt, die aller Bequemlichkeit bar waren. Sein liebevolles Benehmen gegen die Waisen erwarb ihm den Namen „Tata Giovanni.“

Nicht lange sollte Giovanni in dieser Stellung bleiben; denn der Papst sandte ihn mit dem Erzbischof Muzzi nach Chili in Südamerika. Diese Reise hatte für Giovanni den glücklichsten Erfolg, denn er wurde von seiner Krankheit, der Fallsucht, gänzlich geheilt. Bei seiner Rückkehr saß Leo XII. auf dem heiligen Stuhl, der ihn zum Prälaten und Vorsteher des großen Michaelshospitals in Rom ernannte. Jetzt stieg er von Stufe zu Stufe: 1827 wurde er Bischof von Spoleto, 1832 Erzbischof von Imola und 1840 Cardinal. Im Juni 1846 starb der damalige Papst Gregor XVI. und am 15. Juni traten die 46 Cardinäle zusammen, um die neue Wahl zu vollziehen. Nach einer 40 stündigen Berathung wurde Giovanni zum Papst erwählt, der nun



Papst Pius IX.

a=
lia
o=
as
eif
en
om
de=
lich
ste,
lei=
em
en.
nd
Da
nes
mit
dies
den
erde
sem
on=
ken.
ses,
er
pkeit
arb

enn
hili
yften
anz=
ligen
uels=
tufe:
mola
Bapst
zu=
stiin=
nun

aus
De
stär
felt
den
ma
Rö
tes
Da
De
und
der
völl
in
ein
Sa
um
hat
und
lif

den
dur

aus Dankbarkeit gegen Pius VII. den Namen Pius IX. annahm. Der neue Papst begann nun seine Regierung damit, manche Uebelstände abzuschaffen und neue bessere Einrichtungen zu treffen. Ein feltener Jubelsturm empfing ihn überall, wo er sich zeigte. Aber dem römischen Volke ging es, wie den kleinen Kindern, je mehr man ihnen gibt, je mehr wollen sie haben, so machte es auch der Römer, und als Pius sich genöthigt sah, die Wünsche des Volkes nicht zu befriedigen, brach eine vollständige Revolution aus. Das „Hosianna“ hatte sich in ein „Kreuzige ihn“ verwandelt. Der gutmüthige Papst sah sich endlich genöthigt, Rom zu verlassen und nach Gaeta zu fliehen. Später kehrte er unter dem Schutze der Franzosen zurück, allein bis auf den heutigen Tag ist die völlige Ruhe im Kirchenstaate noch nicht wieder hergestellt. Italien, in der jüngsten Zeit von blutigen Bürgerkriegen heimgesucht, soll ein großes ganzes Königreich werden; schon hat der König von Sardinien den größten Theil erobert, und man geht mit dem Plane um, dem Papste seine weltliche Herrschaft zu nehmen. Und wer hat gegen den braven Mann revoltirt? wer will ihm sein Land und seine Herrschaft nehmen? „Es ist sein Volk, das katholische Volk Italiens.“

Wie hat es sich in Rom so schnell geändert! Als Pius IX. den heil. Stuhl bestiegen hatte, da zog das römische Volk jubelnd durch die Straßen und sang nachstehende

Hymne an Pius IX.

Auf, frohlocket und singt Jubellieder
Dem großmüthigen Pius, ihr Brüder,
Der den göttlichen Funken hernieder
Süßer Liebe vom Himmel gebracht!

Heil dem heiligen Priester, dem Frommen,
Ihm sei Ruhm, der von Gott uns gekommen,
Dem in Lieb' alle Herzen entglommen,
Der die Hoffnung der Brust entfacht.

Auf, die blumigen Hügel ersteiget,
Euren Dank vollen Herzens bezeigt,
Eine Stimme, sie ruft, hört und schweiget.
Frieden, Eintracht, Recht, Liebe und Macht.

Auch die Waise, die arm und verlassen
 Von der Welt durchirret die Gassen,
 Mag Vertrauen nun wiederum fassen,
 Wenn des Vaters mild Antlitz sie sieht.

Ja, die heißen Gebete der Armen
 Fanden Gnade bei Gott und Erbarmen,
 Und er ließ uns in Pius erwarmen,
 Ach, ein Herz, nur von Liebe durchglüht!

Darum Dank, tausendsachen, dem Frommen,
 Mit dem Frieden und Liebe gekommen,
 Der das Elend von uns genommen,
 Seht, der Tag unsers Glückes erblüht!

Zahlengrößen.

Als der liebe Leser in der Schule anfing, rechnen zu lernen, da wurde er mit den Einern, Zehnern, Hundertern u. s. w. bekannt. Er lernte bald, daß Tausend mal Tausend eine Million sei, und nun ging's weiter zu Billionen und Trillionen, als könnte man's so an den Fingern abzählen. Und das ist doch sehr gefehlt.

Wenn man fragen würde, was ist eine Billion? so könnte diese Frage sonderbar erscheinen. Die Antwort ist: eine Million mal Million. Schnell geschrieben und schnell ausgesprochen; aber es ist Keiner im Stande, sie zu zählen, und wenn er Methusalem's Alter erreichte. Man kann in einer Minute ungefähr 160 bis 170 zählen; doch da es nicht auf 30 ankommt, so wollen wir annehmen, man könnte in einer Minute 200 zählen, so kommen auf die Stunde 12,000, auf einen Tag 288,000, auf ein Jahr zu 365 Tagen (denn alle 4 Jahre könnte man wohl an dem einfallenden Schalttage ruhen) 105,120,000. — Gesezt nun, Adam hätte vom ersten Augenblick seines Daseins an immer gezählt, und seine Eva hätte ihn gar nicht durch ihre Gesprächigkeit gestört, so hätte er nach der gewöhnlichen Annahme des Alters der Erde noch lange nicht genug gezählt: denn um eine Billion zu zählen, bedürfte er: 9512 Jahre 342 Tage 5 Stunden und 20 Minuten. Wollte man aber, wie billig, dem armen Zähler so viel Ruhe gönnen, wie sich die meisten

Menschen nehmen, um zu essen, zu trinken und zu schlafen, nämlich 12 Stunden auf den Tag, dann hätte er gar 19,025 Jahre 319 Tage 10 Stunden und 40 Minuten nöthig.

„Ei!“ sagt der kleine Leser, „da kommen ja solche Zahlengrößen im praktischen Leben gar nicht vor, und da sollte uns der Lehrer auch nicht damit quälen!“ Nun, der Leser hat so Unrecht nicht; aber ich darf nichts weiter hinzufügen, denn ich darf's mit den gelehrten Herren nicht verderben.

Des Herren Wege sind wunderbar.

„Was Gott erhalten will, können Menschen nicht verderben!“ Diesem Spruche setzen wir noch hinzu: „Das können selbst die bösen Mächte nicht verderben.“

Es war einmal ein Student, der hatte es sich von frühester Jugend so recht heilig versprochen, ein Diener des Evangeliums zu werden, um mitzuwirken an dem Bau des Reiches Gottes. Wäre sein Vertrauen auf Gottes Hülfe nicht so fest gewesen, so wäre ihm gewiß der Muth entfallen, denn — — Studiren kostet Geld und unser Studiosus war ein armer Jüngling. Er hatte aber eine Tante in Wesel, die, wenn auch nicht reich, doch ziemlich bemittelt war, und die ihm einige Unterstützung zukommen ließ. So studirte er denn, seine Zukunft dem allgütigen Vater im Himmel befehlend, fleißig auf der Universität zu Halle.

Eines Tages saß er in seinem bescheidenen Dachstübchen hinter den Büchern, als ihm ganz unerwartet der Gedanke kam: „Dein Bund ist nicht mein Bund!“ und dann gedachte er des Wortes im Propheten Jesaias: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber der Bund meines Friedens soll nicht von dir weichen, spricht der Herr, dein Erbarmen.“ So oft nun der Student es auch versuchte, sich wieder in seine Bücher zu vertiefen, es war vergebens, immer fuhr ihm jenes Wort durch den Sinn und er mußte dabei stets an seine Tante in Wesel denken. Seine Unruhe wuchs mit jeder Minute. Endlich entschloß er sich schnell, packte sein Känzlel und trat die Reise nach Wesel an. Nun wich die Unruhe von ihm, allein jenes Wort begleitete ihn auf der ganzen Reise. — Als er in Wesel in dem Hause der Tante ankam, trat ihm die alte, wohlbekannte Magd entgegen und er fragte sie:

— „Wo ist meine Tante?“

— „Ihre Tante hat sich schon seit einigen Tagen eingeschlossen und läßt Niemanden zu sich.“

— „Gehen Sie hinauf und melden Sie, daß ich da sei!“

Die Magd ging, kam aber mit der Nachricht zurück, die Tante wolle ihn nicht sprechen, er möge sie ungestört lassen.

Durch nichts läßt der Jüngling sich aufhalten, er eilt die Treppe hinauf und steht bald vor der Thür der bekannten Stube. „Liebe Tante,“ rief er, „öffne mir die Thür, denn ich bin es, der Dich sprechen muß!“

— „Nein, nein! ich öffne nicht! Geh, und laß mich ungestört.“

Der Student stemmte sich jetzt gegen die Thür mit aller Kraft und laut klirrend flog sie auf. „Dein Bund ist nicht mein Bund. Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber der Bund meines Friedens soll nicht von dir weichen, spricht der Herr, dein Erbarmter!“ Mit diesem Wort trat der Jüngling vor seine Tante. Da brach die alte Frau zusammen, sie sank auf die Kniee und ein Strom von Thränen rann über ihre Wangen. Der Studenthielt sie liebevoll in seinen Armen. Endlich, endlich brach sie schluchzend in die Worte aus: „Du hast mich gerettet, oder vielmehr der Herr hat es gethan durch Dich; denn ich hatte einen Bund mit dem Bösen, ich ging seit Tagen mit dem Gedanken umher, mich — aufzuhängen.“

Jetzt erzählte der Jüngling, wie es ihm in Halle ergangen, und wie es ihn getrieben, nach Wesel zu reisen, obgleich er nicht gewußt, warum. Beide dankten jetzt in einem brünstigen Gebete dem Herrn, der barmherzig und von großer Güte ist.

Wir haben nichts weiter hinzuzusetzen, als daß diese kleine Geschichte buchstäblich wahr ist; nur aus Rücksicht der noch lebenden Verwandten müssen wir die Namen verschweigen.

Spruch für das Leben.

Wann dir Gefahr und Unglück droht,
 Dir Muth und Fassung rauben,
 Wann du versinkst in Nacht und Noth,
 Dann halte fest am Glauben.

Im Wechselstrom der Zeitenfluth,
 Ob da auch nichts dir bliebe —
 Eins wanke nicht, das höchste Gut:
 Die gottbeglückte Liebe!

Sie stammt aus ew'ger Fülle her;
 Ein wenig Lieb' ist keine;
 Und sehr viel Lieb' ist auch nicht mehr.
 Lieb' ist die ewig eine!

Und mit der Liebe Hand in Hand
 Geht Hoffnung treu gebunden.
 Sie weist zum bessern Vaterland
 Und heilt die schwersten Wunden.

Der Glaube stark; die Lieb' gelind;
 Die Hoffnung Gott ergeben!
 Wo Glaube, Lieb' und Hoffnung sind,
 Da ist das ew'ge Leben.

(R. M. Kirchner.)

Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest?

Der Anblick des Himmels mit seiner Planetenwelt lehrt uns, daß, wenn auch diese gewaltige Erde mit allen Myriaden ihrer Bewohner verschwände, es Welten gibt, wo dieses für uns so entsetzliche Ereigniß völlig unbemerkt bleiben würde, und andere, wo man es sehen würde, wie wenn vor unsern Augen ein kleiner Stern aufhörte zu flimmern. Das Weltall würde durch den Untergang unsers Planeten, der Erde, etwa so viel an Herrlichkeit und Schönheit verlieren, als der Wald in seiner Pracht, wenn ein Blatt abfällt. Das Blatt zittert am Ast; ein Windhauch reißt es zu Boden, und mit ihm Myriaden von Geschöpfen, die das Mikroskop uns kennen lehrt, für welche jenes Ereigniß eben so ungeheuer ist, als für uns der Untergang unsers Planeten, zu dessen Zerstörung allerdings stärkere Elemente erforderlich wären. Aber diese Elemente sind da. Das Feuer, das in den Eingeweiden unserer Erde wüthet, kann in jedem Augenblicke seine verzehrende Zunge herausstrecken, und die ganze Erde zu Einem Vulkan machen. Verderbliche Dünste können aus dem

Schooße der Erde hervorbrechen, die ganze Atmosphäre vergiften, und Alles, was Odem hat, in den Staub legen. Ein glühender Stern kann an der Erde vorüberfahren, und alle Schrecken verwirklichen, mit denen der Aberglaube sich quält.

Diese unsere Kleinheit, diese unsere Unsicherheit ist es, welche es uns erst so werth macht, daß wir unter dem Schutze des Allmächtigen stehen. Das Wie deutlich zu machen, vermögen wir nicht; aber die Thatsache steht fest: dasselbe Wesen, dessen Auge das Universum durchschaut, gibt Wachsthum jedem Gräschen zu unsern Füßen, und Bewegung dem kleinsten Blutstropfen in unsern Adern. Obwohl Sein Geist die Unermeßlichkeit und alle ihre Wunder umfaßt, bin ich Ihm doch so bekannt, als wäre ich der einzige Gegenstand Seiner Aufmerksamkeit, als wäre Er mein Gott allein, als hätte Er nur für mich zu sorgen!

Dieselbe Betrachtung aber, die uns dringet, zu knien und niederzufallen, und im Staube anzubeten den Ewigen, der uns erschaffen hat, — ruft in dem Ungläubigen den Zweifel wach, so daß jenes Wort inbrünstiger Verehrung, das einst der heilige Sänger sprach: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest?“ — aus seinem Munde mit Hohn wiedertönt.

Die Jungfrau auf dem Furlay.

In alten Zeiten ließ sich manchmal auf dem Furlay um die Abenddämmerung und beim Mondschein eine Jungfrau sehen, die mit so anmüthiger Stimme sang, daß Alle, die es hörten, davon bezaubert wurden. Viele, die vorüberschifften, gingen am Felsenriff oder im Strudel zu Grunde, weil sie nicht mehr auf den Lauf des Fahrzeugs achteten, sondern von den himmlischen Tönen der wunderbaren Jungfrau gleichsam vom Leben abgehalten wurden, wie das zarte Leben der Blumen sich im süßen Duft verhaucht. Niemand hatte noch die Jungfrau in der Nähe geschaut, als einige junge Fischer; zu diesen gesellte sie sich bisweilen im letzten Abendroth, und zeigte ihnen die Stellen, wo sie ihr Netz auswerfen sollten; und jedesmal, wenn sie den Rath der Jungfrau befolgten, thaten sie immer einen reichlichen Fang. Die Jünglinge erzählten nun, wo sie hinkamen, von der Huld und Schönheit der Unbekannten, und die Geschichte verbreitete sich im ganzen Lande umher. Ein Sohn des Pfalzgrafen, der damals in der

Gegend sein Hoflager hatte, hörte die wundervolle Mähr, und sein Herz entbrannte in Liebe zu der Jungfrau. Unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehen, nahm er den Weg nach Wesel, setzte sich dort auf einen Nachen, und ließ sich stromabwärts fahren. Die Sonne war eben untergegangen, und die ersten Sterne traten am Himmel hervor, als sich das Fahrzeug dem Ufer näherte. Seht ihr sie dort, die verwünschte Zauberin, denn das ist sie gewiß, riefen die Schiffer. Der Jüngling hatte sie aber bereits erblickt, wie sie, am Abhange des Felsenbergs, nicht weit vom Strome saß, und einen Kranz für ihre goldenen Locken band. Jetzt vernahm er auch den Klang ihrer Stimme, und war bald seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er nöthigte die Schiffer, an den Fels anzufahren, und, noch einige Schritte davon, wollt' er an's Land springen, und die Jungfrau festhalten; aber er nahm den Sprung zu kurz, und versank in dem Strom, dessen schäumende Wogen schauerlich über ihm zusammenschlugen.

Die Nachricht von diesem traurigen Begebniß kam schnell zu den Ohren des Pfalzgrafen. Schmerz und Wuth zerrissen die Seele des armen Vaters, der auf der Stelle den strengsten Befehl ertheilte, ihm die Unholdin todt oder lebendig zu liefern. Einer seiner Hauptleute übernahm es, den Willen des Pfalzgrafen zu vollziehen; doch hat er sich's aus, die Hexe ohne Weiteres in den Rhein stürzen zu dürfen, damit sie sich nicht vielleicht durch lose Künste wieder aus Kerker und Banden befreie. Der Pfalzgraf war dies zufrieden, und der Hauptmann zog gegen Abend aus, und umstellte mit seinen Reifigen den Berg in einem Halbkreise vom Rheine aus. Er selbst nahm drei der Beherztesten aus seiner Schaar, und stieg den Ufer hinan. Die Jungfrau saß oben auf der Spitze, und hielt eine Schnur von Bernstein in der Hand. Sie sah die Männer von fern kommen, und rief ihnen zu, was sie hier suchten? Dich, Zauberin, antwortete der Hauptmann. Du sollst einen Sprung in den Rhein da hinunter machen. Ei, sagte die Jungfrau lachend, der Rhein mag mich holen. Bei diesen Worten warf sie die Bernsteinschnur in den Strom hinab, und sang, mit schauerlichem Ton:

Vater, geschwind, geschwind,
Die weißen Rösse schick' deinem Kind,
Es will reiten mit Wogen und Wind!

Urpötzlich rauschte ein Sturm daher; der erbrauste, daß weitem Ufer und Höhen vom weißen Gischt bedeckt wurden; zwei

Wellen, welche fast die Gestalt von zwei weißen Roffen hatten, flogen mit Blitzesschnelle aus der Tiefe auf die Kuppe des Felsens, und trugen die Jungfrau hinab in den Strom, wo sie verschwand.

Jetzt erkannten der Hauptmann und seine Knechte, daß die Jungfrau eine Undine sei, und menschliche Gewalt ihr nichts anhaben könne. — Sie kehrten mit der Nachricht zu dem Pfalzgrafen zurück und fanden dort, mit Erstaunen, den todtgeglaubten Sohn, den eine Welle an's Ufer getragen hatte.

Die Lurleyjungfrau ließ sich von der Zeit an nicht wieder hören, ob sie gleich noch ferner den Berg bewohnte, und die Vorüberfahrenden durch das laute Nachschaffen ihrer Reden neckte.

Häuslichkeit des Bauernstandes.

Am Mittage ruhte Franz in einem Dorfe aus, das eine sehr schöne Lage hatte, hier traf er einen Bauern, der mit einem Wagen noch denselben Tag 4 Meilen nach seinem Wohnort zu fahren gedachte. Franz wurde mit ihm einig und ließ sich von ihm mitnehmen. Der Bauer war schon ein alter Mann und erzählte unterwegs unserm Freunde viel von seiner Haushaltung, von seiner Frau und seinen Kindern. Er war schon 70 Jahre alt und hatte im Laufe seines Lebens mancherlei erfahren; er wünschte jetzt nichts so sehnlich, als vor seinem Tode nur noch die berühmte Stadt Nürnberg sehen zu können, wo er nie hingekommen war.

Franz war durch die Reden des alten Mannes sehr gerührt, es war ihm sonderbar, daß er erst am gestrigen Morgen Nürnberg verlassen hatte, und dieser alte Bauer davon sprach, als wenn es ein fremder, wunderweit entlegener Ort sei, so daß er die als Auserwählte betrachtet, denen es gelinge, dorthin zu kommen.

Mit dem Untergange der Sonne kamen sie vor der Behausung des Bauern an; kleine Kinder sprangen ihnen entgegen, die Erwachsenen arbeiteten noch auf dem Felde, die alte Mutter erkundigte sich eifrig nach den Verwandten, die ihr Mann besucht hatte, sie wurde nicht müde zu fragen, und er beantwortete Alles überaus treuherzig. Dann ward das Abendessen zubereitet, und Alle im Hause waren sehr geschäftig. Franz bekam den bequemsten Stuhl, um auszuruhen, ob er gleich nicht müde war.

Das Abendroth glänzte noch im Grafe vor der Thür und die Kinder spielten darin; wie niedergeregnetes Gold funkelte es durch die Scheiben, und frisch roth waren die Angesichter der Knaben und Mädchen; knurrend setzte sich die Hauskaze neben Franz und schmeichelte sich vertraulich an ihn, und Franz fühlte sich so wohl und glücklich in der kleinen beengten Stube, so selig und frei, daß er sich kaum seiner vorigen trüben Stunden erinnern konnte, daß er glaubte, er könne in seinem Leben nie wieder betrübt werden. Als nun die Dämmerung einbrach, fingen vom Heerde der Küche die Hühnchen ihren friedlichen Gesang an, am Wasserbach sang aus Birken eine Nachtigall heraus, und noch nie hatte Franz das Glück einer stillen Häuslichkeit, einer beschränkten Ruhe, sich so nahe empfunden.

Die großen Söhne kamen aus dem Felde zurück und Alle nahmen fröhlich und guten Muthes die Abendmahlzeit ein, man sprach von der bevorstehenden Erndte, vom Zustande der Wiesen. Franz lernte nach und nach das Befinden und die Eigenschaften jedes Hausthiers, aller Pferde und Ochsen kennen. Die Kinder waren gegen die Alten sehr ehrfurchtsvoll, man fühlte es, wie der Geist einer schönen Eintracht sie Alle beherrschte.

Als es finster geworden war, vermehrte ein eisgrauer Nachbar die Gesellschaft, um den sich besonders die Kinder herumdrängten und verlangten, daß er ihnen wieder eine Geschichte erzählen sollte; die Alten mischten sich auch darunter und baten, daß er ihnen wieder von heiligen Märtyrern vorsagen möchte, nichts Neues, sondern was er ihnen schon oft erzählt habe, je öfter sie es hörten, je lieber würde es ihnen. Der Nachbar war auch willig und trug die heilige Geschichte der Genovesa vor, dann des heil. Georg, und Alle waren in tiefer Andacht verloren.

Abraham und der Fremde.

(Eine Parabel von Benjamin Franklin.)

Und es geschah nach diesen Dingen, daß Abraham in der Thür seiner Hütte saß, da die Sonne unterging. Und sah einen Mann, den das Alter niederbeugte, der kam aus der Wüste und lehnte sich auf seinen Stab. Und Abraham stand auf und ging ihm entgegen und sagte zu ihm: „Ich bitte Dich, kehre bei mir ein und wasche Deine Füße und bleibe zur Nacht bei mir, und

Du sollst morgen früh aufstehen und Deines Weges fürbaß ziehen.“ Aber der Mann sagte: „Nein! denn ich will unter diesem Baum mich niederlegen.“ Und Abraham redete ihm zu, daß er bei ihm bleibe, und der Mann ging in die Hütte, und Abraham buck ungesäuert Brod und gab es ihm zu essen. Und als Abraham sah, daß der Mann nicht Gott danke, sagte er zu ihm: „Warum ehrst Du nicht Gott, den Allerhöchsten, den Schöpfer des Himmels und der Erde?“ — Und der Mann antwortete und sprach: „Ich verehere den Gott nicht, von welchem Du sagst, er sei Dein Gott, auch rufe ich desselben Namen nicht an; denn ich habe mir selbst einen Gott gemacht, der wohnt in meiner Hütte und versorgt mich mit allen Dingen.“ — Und Abraham ward zornig wider den Mann und erhob sich, und trieb ihn mit einem Stecken hinaus in die Wildniß. Und um Mitternacht rief Gott den Abraham und sprach: „Abraham, wo ist der Fremdling?“

Und Abraham antwortete und sprach: „Herr, er wollte Dir nicht dienen, noch wollte er Deinen Namen anrufen; darum habe ich ihn ausgetrieben von meinem Angesicht in die Wüste.“ — Und Gott sprach: „Habe ich Geduld mit ihm gehabt diese 198 Jahre, und ihn gekleidet ungeachtet seiner Empörungen wider mich; warum konntest Du, der Du doch selbst ein Sünder bist, nicht einmal eine Nacht ihn dulden?“

Und Abraham sagte: „Herr, zürne nicht mit Deinem Knechte! Ich habe gesündigt vor Dir. Ich bitte Dich, vergib mir!“ Und Abraham stand auf und ging in die Wüste und suchte den Mann mit Fleiß, und fand ihn, und kehrte um mit ihm nach seiner Hütte, und pflegte sein, und ließ ihn Tages darauf fürder ziehen mit guter Gabe.

Und Gott der Herr sprach wiederum zu Abraham: „Deiner Sünde wegen, so Du an dem Fremdling begangen, soll Dein Same 400 Jahre in einem fremden Lande Leid tragen. Aber Deiner Buße wegen will ich ihn wieder erretten und er soll wieder mächtig werden, und sein Herz soll sich freuen und soll viel Gutes haben.“

Die drei Missionare unter den Hottentotten.

Um einen Versuch zu machen, rohe Hottentotten zur Menschheit zu veredeln, wanderten Richerer, Kramer und Edward

nach Afrika. Hier drangen sie unter großen Gefahren und Mühseligkeiten bis zum Zachstrome vor, und richteten ihre kleine Wirthschaft, ein Haus und einen Garten ein. Dann suchten sie durch Freundlichkeit und kleine Geschenke die wilden Buschmänner aus den unwirthbaren Gebirgen und Wüsten an sich zu locken. Es gelang. Aber auf welch' einer niedrigen Stufe erblickten sie dieses Volk! Ihr Gott war — — ein kleiner Käfer — das kriechende Blatt, dessen Bewegungen, Leben oder Tod, Glück oder Unglück, wie die Buschmänner glaubten, entscheide. Höchst verwildert, schmutzig, abscheulich waren Sitten und Gebräuche. Der mit Fett überschmierte Körper wurde zum höchsten Putze dann dick mit gelbem Sande überstreut. Die Wohnungen waren unterirdische Höhlen, unrein, dumpf und düster; die Nahrung — Schlangen, Mäuse, Frösche, Eidechsen, Ameiseneier. Abscheuerregend die Verfassung des häuslichen und geselligen Lebens. Von ehelicher Zärtlichkeit, kindlicher, väterlicher, mütterlicher Liebe keine Spur. Geriethen Vater und Mutter in Zwist, so erwürgte der besiegte Theil gemeiniglich aus Rache die Kinder. Auch aus Mangel geschah es, wenn eine drückende Zeit eintrat. Alte Leute, auch die nächsten Anverwandten, wurden dem Hungertode Preis gegeben. Man setzte die Schale eines Straußeneies mit wenigen Nahrungsmitteln neben jene Unglücklichen, und ließ sie dann in der Wüste zurück.

Diese verwilderten Menschenkinder zur Menschheit zu erheben, — das war die Aufgabe, welche Richerer und seine Genossen sich setzten, und deren Ausführung wenigstens einigermaßen glückte. Die guten Männer gaben den Wilden Anfangs kleine Geschenke, unterrichteten sie dann freundlich in solchen Künsten des Lebens, deren Nutzen schon auf den ersten Anblick einleuchtete, und wenn sie nun so ihre Herzen gewonnen hatten, suchten sie auch Gedanken der Religion, auf eine dem schwachen Verstande ihrer Zöglinge angemessene Weise, in deren Seelen zu erwecken. Bewunderung und Liebe des Allvaters, des mächtigen und hilfreichen, Erkenntniß und Unterscheidung des Guten und des Bösen, Liebe des Guten, Verabscheuung des Bösen, Reue und Besserung — das waren so etwa die Gegenstände, auf welche die drei Missionare ihre Belehrungen vorerst beschränkten. Des Morgens bei Sonnenaufgang, des Abends bei Sonnenuntergang wurden die feierlichen Gebete, Gesänge und Unterweisungen gehalten. Die übrige Tageszeit wurde mit Arbeit im Garten, im Felde,

im Hause zugebracht. Auch dem Unterricht der Kinder wurden bestimmte Stunden gewidmet.

Es dauerte nicht lange, so liebten diese noch kurz vorher so lieblosen Wilden ihre Lehrer so zärtlich, daß sie dieselben nicht anders nannten, als Vater. Aber sicher war darum das Leben dieser wackern Männer doch nicht; denn die benachbarten Horden der Wilden suchten sie oft mit vergifteten Pfeilen zu tödten. Einst war aus der Kapstadt ein schwerer Verbrecher entsprungen. Dieser hoffte bei den Missionaren Reichthümer zu finden, brach in ihre Wohnung ein und wollte sie ermorden. Gottes Vorsehung waltete aber über seine treuen Diener. Als die Behörden in der Kapstadt von Mörder und seinen Genossen so viel Gutes hörten, boten sie ihnen eine einträgliche Stelle an; allein die edlen Männer zogen es vor, den armen Heiden das Evangelium zu predigen. Auch andere Stämme der Wilden baten bald darauf die Missionare um Belehrung; es waren namentlich die Korama's und Namaqua's am großen Orangesfluß. Die Missionare reiseten hin, machten die nöthigen Vorbereitungen und ließen ihnen einige schon herangebildete Gehülfen zurück. Am Zschlusse erblickt man noch heutiges Tages eine schöne Kirche, ein massives Wohnhaus für die Missionare, umgeben von Gärten und Ackerland. Es ist das Werk der drei genannten edlen Männer. Die rheinische Missionsgesellschaft hat das Werk durch treue Boten fortgesetzt und wirkt namentlich segensreich unter dem Stamme der Namaqua's.

Wahre Freude.

Eine Freude unter allen
 Hab' ich stets für wahr erkannt,
 Und die Leuchte sie genannt;
 Sie bleibt wahr, ob Alles trügt,
 Unbefleckt von Groll und Neide;
 Selig der, dem sie genügt:
 Freude an der Andern Freude.

Gottes Vorsehung.

In das Magazin des reichen Kaufmanns Samuel Richter in Danzig trat ein armer, zehnjähriger Knabe und sprach den Buchhalter um ein Almosen an. „Hier wird nichts ge- reicht!“ brummte der Beschäftigte, „mach', daß Du fortkommst!“

Bitterlich weinend schlich der Arme langsam zur Thür, als Herr Richter ihm entgegentrat. „Was gibt es denn hier?“ fragte er den Diener. „Ein unnützer Bettelbube!“ war des Buchhalters Antwort, der von der Arbeit kaum aufblickte.

Indem sah Herr Richter dem Knaben nach und bemerkte, wie er dicht vor der Thür etwas von der Erde aufhob. „He, Kleiner, was hebst Du da auf?“ rief er ihm nach.

Der weinende Knabe wandte sich um und zeigte eine Stecknadel.

„Und was willst Du damit?“ fragte jener weiter.

„Mein Wamms hat Löcher,“ war die Antwort; „das größte steck' ich damit zu.“

Das gefiel Herrn Richter und noch mehr das schöne, einfache Gesicht des Knaben. „Aber,“ sagte er freundlich ernst, „schämst Du Dich nicht, so jung und gesund, wie Du bist, zu betteln? Kannst Du nicht arbeiten?“ — „Ach, lieber Herr,“ versetzte der Knabe, „ich verstehe nichts, und zum Dreschen und Holzpalten bin ich noch zu klein. Mein Vater ist seit drei Wochen todt, und meine arme Mutter und meine kleinen Brüder haben seit zwei Tagen nichts gegessen. Da bin ich denn in der Angst hinausgegangen und habe die Menschen um Mitleid angesprochen. Aber ach! nur ein einziger Bauer gab mir gestern ein Stückchen Brod, seitdem aber Niemand einen Bissen wieder.“ Auf ähnliche Weise lügen die Bettler von Gewerbe ganz gewöhnlich, und das verhärtet viele Menschen gegen die wahre Noth. Der Kaufmann aber traute für diesmal dem ehrlichen Gesicht des Knaben. Er griff in seine Tasche, zog ein Geldstück hervor und sagte: „Hier ist ein halber Thaler; geh' dort zum Bäcker und kaufe für die Hälfte des Geldes Brod, für Dich und Deine Mutter und Geschwister, die andere Hälfte aber bring' mir zurück.“

Der Knabe nahm das Geld und sprang fröhlich fort. „Nun,“ sagte der grämliche Buchhalter, „der wird sich in's Fäustchen lachen und nie wiederkommen.“

„Wer weiß!“ antwortete Herr Richter, und schon sah er den Knaben im vollen Lauf zurückkehren, ein großes Schwarzbrod in der einen, das übrige Geld in der andern Hand.

„Da, lieber Herr,“ sprach er fast athemlos; „da ist das übrige Geld!“ Gleich dahinter bat er heißhungerig um ein Messer, um sich ein Stückchen Brod abschneiden zu können. Der Buchhalter reichte ihm still sein Taschmesser hin.

Eilfertig schnitt er sich eine Kruste ab und wollte schon einbeissen. Doch plötzlich besann er sich, legte das Brod zur Seite, betete still mit gefalteten Händen ein kleines Tischgebet, dann ließ er sich das Brod vortrefflich schmecken.

Den Kaufmann rührte diese ungeheuchelte Frömmigkeit eines solchen Knaben. Er befragte ihn um seine Herkunft und Heimath und erfuhr aus dessen treuherzigen Mittheilungen: der Vater habe in einem vier Meilen von Danzig entfernten Dorfe gewohnt und ein kleines Haus und Gut besessen; das Haus aber sei abgebrannt, und manche Kränklichkeit hätte ihn gezwungen, den Acker zu verkaufen. Er habe sich hierauf bei einem reichen Nachbarn als Hirt verbunden, sei aber dem Kummer und der Anstrengung vor drei Wochen erlegen. Nun befinde sich seine Mutter, die vor Gram ebenfalls erkrankt, mit vier kleinen Kindern im bittersten Elend. Er, der älteste, habe Hülfe suchen wollen, sei anfänglich von Dorf zu Dorf gegangen, endlich auf die große Landstraße gerathen und zuletzt, da er überall vergebens gefleht, bis nach Danzig gekommen. Dem Kaufmann wurde das Herz weich. Er hatte nur ein einziges Kind, und den Knaben sah er so an, daß Gott denselben ihm zur Prüfung seiner Dankbarkeit zugesendet habe. „Höre, mein Sohn,“ fing er an, „hast Du denn wirklich Lust, etwas zu lernen?“

„Ach ja,“ rief der Knabe, „wie gern! Ich kann auch schon den Katechismus lesen und verstehe wohl noch mehr, aber zu Hause mußte ich immer den kleinen Bruder tragen, weil die Mutter krank auf dem Stroh lag.“

Herr Richter war plötzlich entschlossen. „Wohl,“ sagte er, „wenn Du fromm, brav und fleißig bist, so will ich für Dich sorgen. Du sollst etwas lernen, sollst Essen, Trinken und Kleider bekommen und mit der Zeit auch etwas verdienen. Dann kannst Du Deine Mutter und Geschwister auch unterstützen.“

Des Knaben Augen leuchteten vor Freude in des Kaufmanns Augen. Aber auf einmal schlug er sie wieder zu Boden und sagte traurig: „Meine Mutter hat noch immer nichts zu essen!“

Eben war, wie von Gott angewiesen, ein Einwohner aus des Knaben Geburtsort in Herrn Richter's Haus getreten. Derselbige bestätigte alle Aussagen des Kleinen und übernahm es

gern, der Mutter wegen ihres Gottlieb Nachricht und von Seiten des Kaufmanns Brod und etwas Geld zu bringen. Zugleich mußte der Buchhalter einen Brief an den Geistlichen des Dorfes schreiben, worin die Wittve der Fürsorge desselben empfohlen, noch eine Unterstützung für die Arme beigezschlossen und eine fernere Beisteuer verheißen wurde. Als dieses geschehen, besorgte Herr Richter für den Knaben in aller Eile anständige Kleidung und brachte ihn dann Mittags zu seiner Gattin, die er von des kleinen Gottliebs Schicksalen und den Plänen, welche er mit ihm hatte, genau unterrichtete. Die brave Frau versprach gern, ihn in den letzteren nach Vermögen zu unterstützen, und sie hielt in der Folgezeit ehrlich ihr Wort.

In den vier nächsten Jahren bis zu seiner Confirmation mußte Gottlieb die Schulen der großen Handelsstadt besuchen; dann nahm ihn sein treuer Pflegevater auf das Geschäftszimmer, um ihn zur Handlung anzuleiten. Dort wie hier, auf der Schulbank wie am Schreibpulte, zeichnete der heranreisende Jüngling sich nicht nur durch natürliche Anlagen, sondern auch durch den redlichen Fleiß aus, mit welchem er sie benutzte; dabei blieb sein Herz unverdorben. Von seinem wöchentlichen Taschengelde sandte er die Hälfte regelmäßig seiner Mutter, bis dieselbe nach zwei seiner Brüder starb. Sie hatte ihre letzten Lebensjahre zwar nicht im Wohlstand, aber durch des edlen Richters und ihres treuen Sohnes Beihülfe doch ohne drückende Sorge zugebracht.

Nach dem Tode der geliebten Mutter gab es für Gottlieb keine theureren Menschen als seinen Wohlthäter. Ihm zur Liebe wurde er ein eifriger Kaufmann. Er begann damit, den Ueberfluß seines Taschengeldes, den er jetzt nach Gefallen benutzen konnte, auf einen Handel mit Hamburger Schreibfedern zu verwenden. Als er hierdurch bei kleinem Vortheil und billigem Preise doch gegen 120 Thaler gewonnen hatte, traf es sich, daß er in seinem Geburtsort eine bedeutende Menge Hanf und Flachs fand, die sehr gut und dabei doch sehr wohlfeil im Ankauf war. Er bat seinen gütigen Pflegevater um einen Vorschuß von 200 Thalern, welchen dieser mit Freuden gewährte. Und das Geschäft gelang so wohl, daß Gottlieb schon im dritten Lehrjahre ein Vermögen von 500 Thalern besaß. Er unternahm jetzt gleichzeitig mit dem Flachshandel einen Handel mit Sackleinwand, und beide Erwerbszweige machten ihn in zwei Jahren um 1000 Thaler reicher.

Dieses geschah noch während der üblichen fünfjährigen Lehrzeit. Nach Ende derselben fuhr Gottlieb fort, noch andere fünf Jahre seinem Wohlthäter mit Fleiß, Geschick und Treue zu dienen, trat dann in die Stelle des zu derselben Zeit gestorbenen Buchhalters und wurde drei Jahre später von Herrn Richter zum wirklichen Mitglied oder Theilhaber der ganzen Handlung mit einem Drittel des Gewinns aufgenommen. Aber es war nicht Gottes Wille, daß dieser schöne Handelsbund lange dauern sollte. Eine schleichende Krankheit warf Herrn Richter nieder und hielt ihn zwei Jahre an das Lager gefesselt. Was liebende Dankbarkeit nur vermag, das wandte Gottlieb jetzt an, um seinem Wohlthäter etwas zu vergelten. Er wurde durch verdoppelte Anstrengung die Hauptperson der ganzen Handlung, und doch wachte er ganze Nächte lang mit seines Wohlthäters trauernder Gattin an dessen Lager, bis dieser endlich in seinem 65. Lebensjahre sanft entschlummerte. Kurz vor seinem Tode legte er noch die Hand seiner einzigen 25jährigen Tochter in die seines geliebten Pflege Sohnes. Er hatte sie längst beide als seine Kinder betrachtet. Sie verstanden ihn, sie liebten einander und feierten still, liebevoll und ernst ihre Verlobung an seinem Sterbebette.

Im Jahre 1828, zehn Jahre nach Richter's Tod, war die Firma „Gottlieb B..., Samuel Richter sel. Erben“ eine der geachtetsten in dem großen Danzig. Drei große Schiffe befuhren für dieselbe die Ost- und Nordsee, und Gottes Obhut schien besonders über das Eigenthum ihres braven Herrn zu wachen. Dieser blieb auch in der That brav. Er ehrte seine Schwiegermutter wie ein Kind und pflegte sie bei ihrer zunehmenden Schwäche auf's Zärtlichste, bis sie in ihrem 72. Jahre in seinen Armen verschied. Was er in den Nothjahren 1816 und 1817 an den Bedürftigen that, das läßt sich hier nicht erzählen; aber Gott im Himmel hat es gesehen.

Da seine eigene Ehe kinderlos war, so nahm er die beiden ältesten Kinder seiner zwei noch lebenden Brüder (jetzt wohlhabende Landleute) zu sich in's Haus und bestimmte sie zu seinen Erben. Um sie jedoch in der Demuth zu erhalten, zeigte er ihnen oft die für ihn segensbringende Stecknadel, die jetzt an einem sehr feinen, holländischen Tuchrock prangte, und vermachte diese Stecknadel zum fortgehenden Erbstück für den, welcher der älteste in der Familie sein würde. Es sind erst wenige Jahre, seit dieses Kind des Elends, des Glücks und des frommen Fleißes in stillem Frieden aus der Welt hinwegschied.

Pf. 37, 37. Bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wird es zuletzt wohlgehen.

Der Findling und seine Mutter.

Wenn ich dem kleinen Leser eine rührende Geschichte von einem Findling und seiner Mutter erzählen will, so muß ich ihn vorab mit einer Einrichtung bekannt machen, welche die Menschenliebe und das Mitleid in großen Städten, wie Paris, London u. s. w., getroffen hat. Ein Findling heißt ursprünglich ein gefundenes Kind, welches in der Regel von unbarmherzigen Müttern ausgesetzt worden. Da nun solche unglückliche Kinder häufig starben, bevor ein mitleidiges Herz sich ihrer annahm, so errichtete man sogenannte Findelhäuser, wo solche arme Geschöpfe Aufnahme und Pflege fänden. Das große Findelhaus in Paris, wo unsere Geschichte ihren Anfang hat, nimmt durchschnittlich in jedem Jahre 5000 Kinder auf. Die Aufnahme der Kinder geschieht bei Tage und bei Nacht, ohne daß man weiß oder forscht, woher sie kommen. Beim Ertönen der Hausglocke wird der zum Hineinlegen des Kindes bestimmte Korb von der Außenseite der Mauer leicht nach innen gewendet und alles darin Vorgefundene sorgfältig verzeichnet und aufbewahrt, um der Mutter mit Gewißheit ihr Kind, das sie vielleicht nach Jahren zurückfordert, wiedergeben zu können. Die gesunden und starken Findlinge werden sogleich auf das Land in Pflege gebracht und bleiben dort bis zum 12. Jahre, wo sie in das große pariser Waisenhaus kommen. Wie viele unglückliche Kinder würden um's Leben gebracht werden, wenn diese Anstalt nicht bestände! Wie viele würden, wenn sie auch am Leben blieben, als verwahrloste und verdorbene Menschen aufwachsen! Nun zu unserer Geschichte!

Es mögen jetzt etwa fünf und zwanzig Jahre her sein, als in Paris die Cholera wüthend um sich griff und unerbittlich ihre Opfer verlangte. Da gab es viel Noth und Leid, namentlich unter der ärmeren Klasse. Auf einem Dachstübchen wohnte ein junges Ehepaar, kaum ein halbes Jahr verheirathet. Der junge Mann war ein Fabrikarbeiter und seine Frau suchte den Erwerb durch seine Handarbeiten, in denen sie geübt war, nach Kräften zu vermehren. Die Leuten, obgleich in dürftigen Umständen, lebten sehr glücklich und zufrieden; denn der Hände Fleiß schaffte

den nöthigen Unterhalt, und — was mehr war als das tägliche Brod, war dies — sie hatten einander herzlich lieb.

Doch dieses häusliche Glück sollte nicht lange währen; denn die Cholera ergriff auch den Mann und innerhalb 24 Stunden war er eine Leiche. Josephine, so hieß die junge Frau, war untröstlich über den Verlust; und dazu gesellte sich die Sorge um die Zukunft. Drei Monate später bekam sie ein Knäblein, dem sie in der heiligen Taufe den Namen Jean beilegen ließ. Nun wuchs die Noth mit jedem Tage; denn sie konnte nichts mehr verdienen, und die kleinen Ersparnisse waren aufgezehrt. Die Quelle des Lebens für ihr Kind, die Mutterbrust, war versiegt. O, da durchzuckten sie namenlose Schmerzen; um wenigstens das Leben ihres Kindes zu retten, faßte sie den Entschluß, dasselbe dem Findelhause zu übergeben. Zuvor äzte sie ihm auf den linken Arm ein Kreuz und den Namen seines Vaters. Dann wandte sie hin zum Findelhause. Als sie das riesige Gebäude erblickte, fing sie heftig zu weinen an. Lange stand sie an der kalten Mauer, den Kopf dicht an das Gesicht des schlummernden Kindes gedrückt, heftig weinend und schluchzend. Da erwacht das Knäbchen, von ihren süßen Thränen und Küssen berührt. Mit krampfhafte zuckender Hand greift die Mutter nach dem Schellenzuge; einige Augenblicke später öffnet sich die Kluft, die ihr Kind aufnehmen soll. Zwei schwielige Hände streckten sich hervor und ergriffen den winnmernden Säugling. Noch einen Kuß, den letzten, preßte die unglückliche Mutter auf seine rothen Lippen; es war ihr, als müßte sie alle Liebe und allen Schmerz mit Eins in die zarten Züge desselben prägen. Das Kind ward zurückgezogen, der Schieber schloß sich. Gebrochenen Herzens wandt die unglückliche Wittve von dannen und sinkt bewusstlos auf das Trottoir nieder. Mitleidige Menschen bleiben endlich stehen und man bringt die Unbekannte in ein Hospital. Ein schweres Nervenfieber hat sie ergriffen; wilde Fieberträume durchzucken die Unglückliche, das klare Bewußtsein ist geschwunden. Treue Pflege der barmherzigen Schwestern, umsichtige Behandlung eines verständigen Arztes überwinden endlich mit Gottes Hülfe das heftige Fieber. Die Krankheit ist gebrochen, aber nun tritt auch die Abspannung und mit ihr die todesmüde Mattigkeit ein. Pflegende Hände sind stets um sie beschäftigt, und die Besserung fängt endlich an bemerklich zu werden.

Vollständig genesen, erfährt nun Josephine, daß man sie auf der Straße gefunden und in's Hospital gebracht habe, erfährt

auch den ganzen Verlauf ihrer Krankheit und daß sie schon mehrere Monate sich hier befinde. Da quillt ihr Herz über von Dankbarkeit gegen Gott und ihre Wohlthäter; und es reißt bei ihr ein schöner Entschluß: sie bittet um Aufnahme unter die barmherzigen Schwestern, damit sie sich auch fortan dem Dienste der Kranken und Elenden widmen könne, um so ihre Schuld abzutragen. Ihr Wunsch wird erfüllt, und nachdem sie einige Monate die Probe bestanden, wird sie eingekleidet.

Wir übergehen nun einen Zeitraum von etwa 18 Jahren. Es war in neuester Zeit ein Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochen und Frankreich und England standen den Türken bei, damit Rußland sich nicht noch mehr vergrößern möchte. Es war dies der sogenannte Krimkrieg, in welchem es so blutig herging, namentlich bei der Belagerung von Sebastopol. Um den verwundeten Kriegern die nöthige Pflege geben zu können, waren viele barmherzige Schwestern aus Paris nach dem Kriegsschauplatz abgegangen; unter ihnen befand sich auch Josephine. Mit größter Aufopferung widmete sie sich ihrem Berufe und war in den Lazarethen, bald sogar auf dem Schlachtfelde thätig, die Verwundeten zu verbinden und zu pflegen. Eines Tages erhielt sie den Befehl, den Chirurgen beizustehen, welche mehrere Amputationen vorzunehmen hatten. Amputiren heißt irgend einen zerschmetterten oder verwundeten Theil des Körpers wegnehmen. Die Operationen sind gewiß sehr schmerzhaft, und es gehört große Seelenstärke dazu, dabei zu sein, wenn Jemandem ein Arm oder ein Bein abgenommen wird. Josephine erfüllte ihren Beruf mit größter Hingebung. Schon hatten mehrere Verstümmelte die Amputation überstanden. Jetzt kam man zu einem sehr jungen Krieger, dem der Arm durch eine Kugel zerschmettert war. Josephine streift ihm das Hemd ab, um den Arm zu entblößen, und — ein Schrei der Ueberraschung entfährt ihr —, denn sie hat das Kreuz mit dem Namenszuge ihres verstorbenen Mannes erblickt. Thränen entströmen ihr und sie drückt den Verwundeten an ihre Brust mit den Worten: „Mein Sohn! mein Sohn!“ Aerzte und Offiziere stehen erstaunt umher. Als sie sich endlich etwas gesammelt hat, gibt sie in kurzen und klaren Worten ihr trauriges Geschick zu erkennen. Die Theilnahme war sehr groß und der junge Krieger wurde reichlich beschenkt. Der linke Unterarm mußte leider abgenommen werden;

jedoch die Wunde heilte glücklich unter der treuen Behandlung einer liebenden Mutter.

Als die invalide gewordenen Krieger nach Frankreich zurückkehrten, bemerkte man einen jungen Soldaten am Arme einer barmherzigen Schwester: es war Josephine und ihr Sohn Jean, der Findling.

Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen. *)

Personen:

Ein Zigeuner mit seiner Frau. Ein Holzhacker. Ein Geizhals und seine Frau.

Erster Auftritt.

Zigeuner und seine Frau. Der Holzhacker.

Zigeunerfrau. He, blanker Bruder, zeig' mir Deine flache Hand und laß Dir Glück prophezeien.

Tagelöhner. Wenn Ihr mir's nicht an der Nase ansehen könnt, so scheert Euch zum Kuckuk!

Zigeuner. Schämt Euch, so gotteslästerlich zu sprechen. Es könnte Euch gereuen! Wer weiß, ob nicht ein Schatz in Eurem Hause —

Tagelöhner. Ich habe meinen Schatz im Hause, den kenne ich und will von weiter nichts wissen, und damit Holla! Wollt Ihr Schätze heben, so geht lieber nebenan zu meinem Nachbar, der hat Raupen im Kopfe und wird für Euch passen. (Er kehrt ihnen den Rücken.)

Zweiter Auftritt.

Zigeuner und Zigeunerin. Der Geizhals.

Zigeuner. So verfällt die Religion! Nirgends Glaube mehr! Die verdamnte Aufklärung bringt uns um all' unser Brod. Gott erbarm's! (Klopft beim Nachbar an.) Gott grüß' Euch, blanker Bruder! Habt Ihr Geld vergraben, oder liegt ein Schatz in Eurem Hause? Seht, seht das Wünschelrütthlein, wie es nach der Erde zuckt! Da liegt Gold oder altes Silber.

Geizhals. Kann wohl was dran sein! Meine Frau hat die Nacht geträumt vom blauen Flämmchen im Keller.

*) Diesen Scherz müssen fünf Personen vorlesen, und wenn sie's dann gut machen, so gibt's etwas zu lachen! B.

Zigeuner (zu seiner Frau). Siehst du, Frau! — hab' ich's nicht gesagt? Die Sache ist richtig! — (Er schlägt in einem Buche nach.) Das Geld ist im dreißigjährigen Kriege vergraben.

Geizhals. Was habt Ihr da für ein Buch?

Zigeuner. Es ist das zweite Buch der Offenbarung Johannis, das aus der Bibel verloren gegangen.

Geizhals. Also das habt Ihr? Vielleicht auch das sechste Buch Moses? Davon hab' ich schon viel gehört und lange darnach gestrebt. Was steht denn von meinem Schätze darin?

Zigeuner. Das geht so schnell nicht! Wir wollen erst sehen, ob die Himmelszeichen günstig sind. (Er sieht in einem Buche nach.) Der Schatz kann gehoben werden. Aber Euer Geld im Schranke und der Schatz in der Erde vertragen sich nicht. Ihr müßt erst sieben Siegel mit drei Kreuzen darum legen, sonst verschwindet Euer Geld und der Schatz wird auch zu Kohlen. Langt Eure Kasse heraus, schlägt ein Tuch herum, macht drei Kreuze darauf; ich will die sieben Siegel herumlegen.

Geizhals (holt einen Topf mit Geld vor, der versiegelt wird).

Zigeuner. Nun schließt ihn in Gottes Namen wieder ein. Hocus Pocus! Abara Ratabara!

Geizhals. Aber, wie kommen wir denn nun zu dem verborgenen Schätze?

Zigeuner. Versprecht Ihr mir die Hälfte davon, so will ich's Euch sagen.

Geizhals. Die Hälfte ist zu viel. — Aber ein Viertel!

Zigeuner. Das wäre auf mein Theil 2000 Thaler und Ihr bekämet 6000! — Nun, es mag drum sein. (Er langt in die Tasche und zieht ein großes wächsernes Ei heraus.) Seht hier ein Basiliskenei. Darin steckt ein Hahn, der kann in drei Stunden ausgebrütet werden, wenn ein Mann, und eine Frau, und wieder ein Mann, nach einander darauf sitzen, ohne ein Wort mit irgend Jemandem zu sprechen, wobei sie jedoch immer halb laut murmeln müssen: Salomo's Siegel, löß' dich vom Kiesel! Abara Ratabara! Könnt Ihr das wohl behalten und nachsprechen?

Geizhals (ternet es nach einigen unbeholfenen Versuchen und spricht): Salomo's Siegel, löß' dich vom Kiesel! Abara Ratabara! — Aber was wird denn weiter?

Zigeuner. Habt Ihr erst eine Stunde auf dem Ei gesessen, und dann mein Weib und zuletzt ich, so kommt der Hahn aus dem Ei. Der kräht dreimal, läuft nach dem Platz, wo der Schatz liegt und scharrt dort. Dies ist das Zeichen. Man

merkt sich genau die Stelle, schlachtet den Hahn, träufelt das Blut darauf, dann ist der Geist gebannt, man gräbt nach und kann ohne Weiteres den Schatz heben.

Geizhals. Gottes Wunder sieht man jeztunder.

Zigeuner. Nun, habt Ihr wohl ein Kämmerchen, wo wir das Nest machen können?

Geizhals. Ja, ja, hier nebenan.

(Die Zigeunerfrau macht das Nest, das Ei wird hineingelegt, und der Bauer setzt sich darauf.)

Zigeuner. Nun sitzt mäuschenstill und murmelt immer sachte in den Bart: Salomo's Siegel, löf' dich vom Riegel zc. Meine Frau wird bei Euch bleiben, um alle bösen Geister abzuwehren. Ich aber werde die Thür zumachen, daß Euch Niemand störe. (Er macht die Kammerthür zu.)

(Der Zigeuner allein in der Stube. Er nimmt einen Dieterich, schließt den Geldschrank auf und nimmt den versiegelten Topf heraus — und schüttet das Geld in seine Tasche; hierauf schließt er den Schrank wieder zu und spricht lachend): Brüte nur, alter Narr! Die Eier hier im Topfe sind unterdeß ausgekommen und die Küchlein sollen wohl schmecken! — Wenn ich nur meine Frau erst aus der Kammer erlöset hätte. (Er öffnet die Thür.) Nührt Euch um Gottes willen nicht, Vater, und brechet mir das Ei nicht entzwei, sonst kann Euer ganzes Haus abbrennen und Alles ist vergebens.

Die Zigeunerin. Horch' einmal, Mann, mir ist, als hörte ich's im Ei schon pipen!

Zigeuner. Gutes Zeichen! Nun aber, Weib, thue geschwind das Deinige, und blase in den Schornstein draußen, daß uns der Böse nicht hineinfährt.

Sitzt um Gottes willen stille, Vater! Jetzt ist der gefährlichste Augenblick. Wir kommen gleich wieder. (Sie gehen herans und riegeln den Bauer in die Kammer ein.)

Nun brüte, alter Geck, daß du schwarz wirst! Du aber, Weib, komm' und laß uns laufen. Ich habe die Küchlein in der Tasche! (Sie entfliehen.)

Dritter Auftritt.

Die Bauerfrau kommt zu Hause.

Bauerfrau. Keiner hier? He, Vater, wo bist Du? — Alles still! Die Kammerthür verriegelt! (Sie schließt sie auf und sieht den Mann auf dem Neste.) Um Gottes willen, was soll das

heißen? Mann, bist Du toll geworden? (Er winkt ihr zu schweigen. Sie fährt über ihn her und zerrt ihn heraus. Sie balgen sich.)

Geizhals. He! um Gottes willen! Du bringst mich um all' mein Glück, Du Satansweib, Du Heye, Abara Ratabara! Ich hörte den Hahn schon pipen.

Frau. Sind etwa die infamen Gauner, die Zigeuner, hier gewesen? Sie begegneten mir vor dem Dorfe. Du hast Dir doch Dein Geld nicht gar stehlen lassen? Wo ist es?

Mann. Es steht versiegelt im Schranke. Du Satansweib, um den Schatz hast Du mich gebracht. O, ich unglücklicher Mann!

Frau. Wo ist der Schlüssel! Geschwinde her! (Sie schließt den Schrank auf, und stürzt wie vom Schläge gerührt, zurück.) Richtig, das Geld ist fort — da steht unter dem Schranke der leere Topf. (Sie rauft sich die Haare aus.) Komm', laß uns laufen, läuten, stürmen und nachsetzen. (Beide stürzen heraus.)

(A. Zarnack.)

Die Kunst, jeden Tag glücklich zu sein.

Ja, wer die konnte! denkt der Leser. Freilich, ich verstehe sie auch noch nicht ganz, aber ich übe mich in dieser Kunst und habe etwas davon in Erfahrung gebracht; probir's einmal, ob's hilft. Also: Nimm dir jeden Morgen vor, heute Jemand zu erfreuen und, so viel du kannst, glücklich zu machen. Geh' dann an deine Arbeit und thu' vor Allem deine Pflicht. Du wirst froh und heiter dabei sein, denn ein rechtschaffener Gedanke macht froh. Suche sodann deinen Vorsatz auszuführen, wo sich die Gelegenheit dazu darbietet. Du wirst nicht lange darauf zu warten haben. Es braucht nichts Großes zu sein, was du dem Andern schenkst oder bereitest, thu' es nur mit freundlichem Blick und Gedanken, und es wird gut sein.

Doppelt glücklich aber wirst du sein, wenn dein Nebenmensch den gleichen Vorsatz gefaßt hat wie du, und er sendet dir nun unverhofft etwas Freundliches in dein Haus und Herz.

Das ist die schönste, geheime Verbindung der Menschen, wenn Jeder darauf denkt, die kurze Lebenszeit, die er hier neben dem Andern zubringt, diesem, so viel er vermag, mit allem Guten und Schönen auszufüllen.

Und höher steigt diese Liebe, wenn man darauf denkt, etwas zu thun, das dem Allgemeinen, der Gemeinde, dem Staate, der Nation, der Menschheit zu Gute kommt. Dieser Gedanke gibt jedem Menschen, so klein und beschränkt auch sein Leben sei, eine innere Würde und Hoheit, eine Glückseligkeit, die über alle kleinen Plagen, über alle Trennungen hinaushebt und den Menschen mit sich und mit der Welt einig macht — durch die Liebe.

Spruch.

Der Glückliche, den mit des Ueberflusses
Vielsält'gem Segen die Natur umringt,
Wie groß erscheint die Fülle des Genusses,
Verglichen mit dem Opfer, das er bringt,
Wenn er, der Pflichten göttlichste zu üben,
Zu welchen ihn des Himmels Gunst bestimmt,
Ein Herz erheitert, welches Sorgen trüben,
Ein Auge trocknet, das in Thränen schwimmt.

Prinz Ludwig von Preußen.

Wie er's in der Schlacht getrieben,
Wie bei Saalfeld er geblieben,
Solches wißt ihr allesammt!
Doch kein Teufel weiß jegunder,
Wie sein Säbel, Gottes Wunder!
In die Zöpfe einst geklammert.

Auf und laßt die Fahnen wehen!
Anno fünf ist es geschehen,
Anno fünf zu Altenburg!
Prinz Ludwig bei Spiel und Mahle
Saß allda beim Vogt im Saale,
Rechte flott die Herbstnacht durch.

That's mit hundert Offizieren;
Trugen allzumal noch ihren
Wohlfürzten Puderkopf;
Seitenlöcklein, wohlgebacken
Und gekleistert, und im Nacken
Steif und starr den alten Zopf.

Gläser klrten, Lieder schallten,
 Die Champagner-Pfropfen knallten —
 Dreimal hoch das Hauptquartier!
 Tafelmusik rauschte munter,
 Meister Duffel mitten d'runter
 Dirigirte am Clavier.

Ist der Prinz empor gesprungen,
 Hat er hoch sein Schwert geschwungen,
 Zugelacht dem Freunde dann:
 „Hackbretttschläger, jetzt an's Hacken!
 Hack' den Zopf mir aus dem Nacken!
 Heute soll'n die Zöpfe d'ran!“

Meister Duffel nahm den Degen,
 Thät den Zopf auf's Tisch Tuch legen,
 Auf den Knien lag der Prinz;
 Duffel hieb mit scharfem Streiche,
 Auf der Tafel lag die Leiche,
 Sechshundfünfzig Jahre sind's!

Tusch! Das fuhr durch alle Köpfe!
 Laut schallt's: „Pereant die Zöpfe!“
 Das war eine Wirthschaft heut!
 Oberst, Kapitain und Junker —
 Hieb sich ab den garst'gen Klunker —
 Ja der Zopf ließ Haare heut'.

Dieses in dem Preußenheere
 War'n die ersten Zöpf', auf Ehre,
 Die da abgesehritten sein.
 Zopfslos in den lieben Himmel
 Rückt' aus Saalfeld's Schlachtgetümmel
 Ludwig Ferdinandus ein.

Noch im Dreispitz mit der Krempe,
 In der Hand die blut'ge Plempe,
 Kam er, — doch der Zopf war ab!
 Drob der alte Fritz erstaunte
 Und ihm eine gutgelaunte
 Dheimliche Nase gab. —

Der Armeezopf liegt erstochen,
 Jena's Zopf auch ist gerochen,
 Doch manch' and'rer macht sich breit.
 Wann zerfetzt uns die ein Netter?
 Ludwig, schied' ein Donnerwetter
 In die Zöpfe dieser Zeit!

Räthsel.

Der Wunderdoktor.

Wie heißt der Wunderdoktor doch,
 Er liegt in einem tiefen Loch,
 Und wenn er kommt an's Tageslicht,
 So siehst du gern sein hell Gesicht.

Und läuft er in ein wildes Haus,
 Wie schreit er da so roh heraus,
 Doch findet er ein zärtlich Herz,
 So weint er süß vor Liebesschmerz!

Und stößt er auf ein lustig Blut,
 So lacht er, daß ihm's wehe thut;
 Doch bei dem Melancholicus
 Spricht er nur Aerger und Verdruß.

Er hat manch' schöne Kur gethan,
 Vom Tod gerettet manchen Mann;
 Doch auch, obwohl er immer lacht,
 Viel treue Kunden umgebracht.

Als Junge hat er ausgetobt,
 Als Mann die beste Kraft erprobt,
 Und wenn er milder wird als Greis,
 Verdienet er den ersten Preis.

U E D W H D E

